

THEOLOGISCHES

Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 44, Nr. 03/04

März/April 2014

INHALT

Manfred Hauke Editorial	98
Friederike Hoffmann-Klein Abtreibung und die Illusion der Zweideutigkeit	99
Johannes Stöhr Weitere „Sprechblasen“	105
Impressum	107
Christian Erk Die Explantation vitalen organischen Materials „ex cadavere“. Oder: Was macht einen lebenden Körper zu einem Leichnam?	109
Engelbert Recktenwald Die konziliare Aufwertung des Wunders	129
Heinz-Lothar Barth Wie soll ein Christ mit dem Leid in dieser Welt umgehen? Gedanken zur Fastenzeit 2014	135
Uwe C. Lay Neuevangelisation	159
Walter Hoeres In der Schule des hl. Ignatius. Erfahrungen eines Seminaristen	169
Wolfgang F. Rothe Es hätte schlimmer kommen können ... Ein (bewusst) positiver Blick ins neue „Gotteslob“	177
Edmund Dillinger Carlo Acutis (1991-2006) – Vorbild für die Jugend	181

BUCHBESPRECHUNGEN

Bettina Rahm (Ildefons M. Fux, Aufbau im Widerstand. Groërs erste Bischofsjahre 1987-1989)	183
--	-----

Lothar Groppe (Hans-Joachim Hahn – Simon Lutz [Hrsg.], Höllensturz und Hoffnung. Warum unsere Zivilisation zusammenbricht und wie sie sich erneuern kann)	185
Lothar Groppe (Konrad Löw, Adenauer hatte recht)	192

MANFRED HAUKE

Editorial

Die vorliegende Nummer von THEOLOGISCHES beginnt mit einem Thema, bei dem wir Christen keine Ruhe geben sollten: das Krebsübel der Abtreibung. Friederike Hoffmann-Klein ruft mit einer kritischen Rezension eines in der FAZ erschienenen Beitrags die Zweideutigkeiten in Erinnerung, die im rechtlichen Bereich ihr Unwesen treiben. Sich für das menschliche Leben von seinem Ursprung im Mutterschoß an einzusetzen, scheint zwar oft wie ein Kampf gegen Windmühlen, ist aber unverzichtbar als elementarer Grundsatz menschlichen Zusammenlebens, nicht nur für Christen. Wenn es in der Vergangenheit möglich war, gesellschaftliche Krebsübel wie die Sklaverei auszumerzen (zumindest in den allermeisten Ländern), sollten wir erst recht bei einem noch viel grundlegenderen Thema nicht nachgeben.

Mit zweideutigen Begriffen, die wir gerade bei moralisch relevanten Themen antreffen, befasst sich eine Fortsetzung des kritischen Artikels über „Sprechblasen“ aus dem letzten Heft von Johannes Stöhr.

Der umfangreichste Artikel in unserem Heft ist dem Lebensende gewidmet: ist der Hirntod wirklich der Tod des Menschen? Oder handelt es sich hier um eine fragwürdige Gleichsetzung mit dem pragmatischen Zweck, Organe zu verpflanzen? Diesen wichtigen Fragen stellt sich aus der Perspektive der philosophischen Ethik Prof. Dr. Christian Erk. In einer Anmerkung am Ende erwähnt der Autor auch eine mit dem künftigen Heiligen Johannes Paul II. verbundene Kontroverse, deren Ergebnis zu einer Revision der gegenwärtig vorherrschenden Meinungen führen kann.

PFVS, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, G 6892

Adressänderungen, Neu- und Abbestellungen bitte an:
verlag nova & vetera e.K., Estermannstr. 71, 53117 Bonn (i.A. des Hrsg.)

Das Thema des Lebensendes lässt sich verbinden mit der Frage nach dem Sinn des Leidens, der sich der Aufsatz von Heinz-Lothar Barth stellt. In der Fastenzeit betrachten wir besonders das Leiden Christi, ohne das die Auferstehung des Herrn nicht geschehen konnte. Die Teilnahme am Leiden Christi findet ihren innigsten Sinngehalt im Motiv der stellvertretenden Sühne; es gibt aber auch Leid als Strafe, was bei einem unzureichenden Gottesbild heute oft ausgeblendet wird. Verschiedene komplementäre Perspektiven sind für die Sinndeutung des Leidens zusammen zu halten.

Kürzere Beiträge widmen sich der Aufwertung des Wunders in den fundamentaltheologisch relevanten Ausführungen des Zweiten Vatikanischen Konzils und den positiven Aspekten des neuen „Gotteslobes“ (manche negative Aspekte wurden in THEOLOGISCHES bereits dargelegt). Ausführlicher nachgedacht wird über das Thema der Neuevangelisation und die Hindernisse, die dafür zu überwinden sind. Die Rezensionen befassen sich mit einer Analyse über die Gefährdung unserer Zivilisation (Hahn – Lutz, Höllensturz und Hoffnung), mit einem Thema

der neueren Kirchengeschichte (Kardinal Groer) und mit Konrad Adenauer (seiner Ablehnung einer Kollektivschuld der Deutschen an der Judenverfolgung).

Einen wertvollen autobiographischen Rückblick in seine Zeit als Seminarist „in der Schule des hl. Ignatius“ bietet uns Walter Hoeres, der unseren Lesern durch zahlreiche regelmäßige Beiträge bekannt ist. Der Rückblick auf die Seminarzeit bringt wertvolle Anregungen nicht zuletzt über die Bedeutung der klassischen Philosophie und der täglichen geistlichen Betrachtung (die der hl. Franz von Sales in seinem Werk „Philothea“ allen Christen wärmstens empfiehlt). Eindrucksvoll ist auch der Hinweis auf die Biographie eines früh verstorbenen italienischen Jugendlichen, Carlo Acutis, dessen Seligsprechungsprozess eingeleitet wurde. Das Gebet und der Blick auf die Heiligen geben uns die Weisheit und den Mut, die Herausforderungen der gegenwärtigen Situation zu meistern.

*Prof. Dr. Manfred Hauke
Via Roncaccio 7
6900 Lugano, Schweiz*

FRIEDERIKE HOFFMANN-KLEIN

Abtreibung und die Illusion der Zweideutigkeit

Ein Beitrag in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung befasst sich mit dem Thema Abtreibung¹ – mit einer Offenheit, die (jedenfalls für ein nicht speziell christliches Medium) ungewöhnlich ist. Die Autorin nähert sich dem Thema mit einer erstaunlichen Unvoreingenommenheit auf der einen Seite. So schildert sie die Tätigkeit der „Gehsteigerberater“, wenn sie auch über deren Beweggründe weitgehend im Unklaren zu sein scheint; sie beschreibt den Schmerz und die Depressionen nach der Abtreibung, auch wenn diese gewollt und die Entscheidung hierzu allein von der Frau, ohne Druck von außen, getroffen wurde; sie lässt den Salzburger Weihbischof Andreas Laun zu

Wort kommen. Positiv auch die subjektive Redlichkeit und der in dieser Haltung unternommene Versuch einer ausgewogenen Darstellung, der Versuch, sich in die Lage der Lebensrechtler hineinzuversetzen und ihnen die gute Absicht nicht abzusprechen. All dies ist keineswegs selbstverständlich.

Diese Aufgeschlossenheit, mit der sich die Autorin dem Thema nähert, ist jedoch auf der anderen Seite von einer großen Zurückhaltung und auch Unsicherheit begleitet, die sich vor allem darin zeigt, dass sie es nicht für möglich hält, zu einer für jeden der verschiedenen Akteure gleichermaßen gültigen Sichtweise zu kommen. Hier soll der Versuch unternommen werden, die gegensätzlichen Positionen einander näher zu bringen. So ist zu fragen, ob sich Aussagen treffen lassen, die über das „Jede-dieser-Positionen-hat-vielleicht-etwas-für-sich“ der Autorin hinausgehen.

Recht auf Abtreibung?

Dem mit der Materie vertrauten Leser fällt bei der Lektüre des Artikels zunächst auf, dass offenbar wie selbstverständlich von einem „Recht auf Abtreibung“ ausgegangen wird, das zu-

¹ YVONNE STAAT, *Macht und Schmerz, Abtreibung in Wien. Eine Geschichte der Extreme*, in F.A.S., 5. Januar 2014.

mindest in Anführungszeichen gehört hätte. Denn tatsächlich gibt es ein solches Recht weder auf nationaler noch auf europäischer Ebene, vielmehr steht sowohl unser Grundgesetz als auch das europäische und internationale Recht einem „Menschenrecht auf Abtreibung“ entgegen. Abtreibung als Menschenrecht zu deklarieren, wird insbesondere auch durch die Erklärung der Rechte des Kindes von 1959 ausgeschlossen, deren Präambel festhält, dass das Kind aufgrund seiner körperlichen und geistigen Unreife des speziellen Schutzes und der besonderen Pflege bedarf, einschließlich des erforderlichen rechtlichen Schutzes, und zwar sowohl vor als auch nach seiner Geburt. Menschenrechte als universale Rechte können schon per definitionem nicht einer bestimmten Gruppe von Menschen (hier den ungeborenen) einfach abgesprochen werden.

Das Bundesverfassungsgericht hat deshalb, in Übereinstimmung mit diesen elementaren Rechtsgrundsätzen, die Möglichkeit ausgeschlossen, eine nach Beratung vorgenommene Abtreibung als *rechtmäßig* anzusehen. Auch die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte lehnt ein Recht auf Abtreibung ab. Und das höchste deutsche Gericht verpflichtet die staatlichen Stellen, die Medien und die Parteien, dafür Sorge zu tragen, dass der Schutzanspruch und die verfassungsrechtlich garantierten Rechte des ungeborenen Kindes im allgemeinen Bewusstsein erhalten werden. Wird ein Artikel, der über die Haltung der Ambivalenz nicht hinauskommt, diesem Anspruch gerecht?

Im geschilderten Fall besteht die „Konfliktlage“ lediglich darin, dass die Frau, die bereits zwei Kinder hat (die sie sehr liebt) kein drittes Kind will. Das ist keine Situation, die so schwer wiegt, dass der Schwangeren die Fortsetzung der Schwangerschaft besonders auch unter Berücksichtigung der Rechte des ungeborenen Kindes nicht zuzumuten ist – von einer schweren, u.U. lebensbedrohenden Konfliktsituation spricht das BVerfG nur dann, wenn die Belastungen ein solches Maß an Aufopferung eigener Lebenswerte verlangen würden, dass dies von der Frau nicht erwartet werden kann.

Irritierend ist auch die Schilderung der katastrophalen Zustände in der Wiener Abtreibungspraxis. Was soll hieraus folgen? Die Aussage der Autorin ist klar. Abtreibungsgegner sollen (ohne dass dies ausgesprochen wird) ins Unrecht gesetzt, gewissermaßen verantwortlich gemacht werden, wenn Frauen durch eine unsachgemäß durchgeführte Abtreibung in Gefahr geraten. Die fragliche Praxis warb mit niedrigen Kosten – ein willkommenes Argument, wenn der Staat, wie in Österreich, Abtreibungen nicht finanziert. Es ist aber nun nicht die Aufgabe des Steuerzahlers, für die Tötung ungeborener Kinder aufzukommen (zumal andererseits diese Kinder wiederum fehlen, einmal abgesehen davon, dass es sich hier um Kinder handelt, die bereits existieren). In diesem Zusammenhang darf auch daran erinnert werden, dass das Bundesverfassungsgericht im zweiten Abtreibungsurteil betont, dass die verfassungsrechtliche Schutzpflicht für das ungeborene Leben es ausschließt, für rechtswidrige Abtreibungen Leistungen der Sozialversicherung zu gewähren. Der Rechtsstaat darf eine Tötungshandlung nur dann zum Gegenstand seiner Finanzierung machen, wenn sie rechtmäßig ist und der Staat sich der Rechtmäßigkeit mit rechtsstaatlicher Verlässlichkeit vergewissert hat, so das BVerfG. Das Schutzkonzept der Beratungsregelung lasse insoweit jedoch keinen Raum, dem Staat eine solche Überzeugung zu vermitteln. Als erlaubt können deshalb Abtreibungen unter den Bedingungen der Beratungsregelung nur bei Vorliegen einer allgemeinen Notlage angesehen werden. Ungeachtet dieser verfassungsrechtlichen

Maßstäbe werden Abtreibungen in Deutschland mit ca. 40 Millionen Euro jährlich öffentlich finanziert. Im Übrigen lässt sich die Annahme, dass Länder, in denen Abtreibung verboten oder restriktiv geregelt ist, eine erhöhte Müttersterblichkeit aufweisen, im nicht bestätigten².

Man möchte die Autorin auffordern: Schauen Sie sich einmal das Bild eines neun Wochen alten ungeborenen Kindes an. Denken Sie wirklich, dass man da noch zweifeln kann, wann das Menschsein beginnt? Aber natürlich gilt prinzipiell nichts anderes in einem noch früheren Stadium der Schwangerschaft. Gerne behaupten die Befürworter einer liberalen Sichtweise der Abtreibung, dass es sich ja bei dem Embryo noch nicht um ein Kind handele, tatsächlich ist dies ja das einzige „Argument“, das sie überhaupt haben. Dieser Einwand, der auch die Naivität der Abtreibungsgegner beschreiben soll, ist nicht stichhaltig. Abgesehen davon, dass die Naturwissenschaft keinerlei Zweifel daran lässt, dass der Mensch vom ersten Augenblick seiner Entwicklung an Mensch ist, ist der Gedanke, dass der Embryo eine weitere Entwicklungsstufe noch nicht erreicht hat, letztlich banal und irrelevant. Dass es „noch kein“ Baby ist (vor allem kein außerhalb des Mutterleibes selbst lebensfähiges), ist nicht der entscheidende Punkt, genauso wenig, wie es darauf ankommt, dass ein Baby noch kein Schulanfänger ist oder dieser kein Abiturient. Die Entwicklung ist strikt kontinuierlich, ohne Zäsur. Alleinentscheidend ist deshalb nur, dass ein Mensch begonnen hat, zu existieren.

Deshalb betont der Europäische Gerichtshof in der Entscheidung Brüstle/Greenpeace (Urteil vom 18.10.2011, C-34/10), dass dem menschlichen Embryo von der Empfängnis an Menschenwürde zukommt und er unter dem Schutz der Rechtsordnung steht. Denn der Embryo repräsentiert, so der EuGH, ein notwendiges Stadium der menschlichen Entwicklung. Das Leben ist unverfügbar, und das gilt auch für die werdende Mutter. Auch ihr gegenüber, so sagt es das BVerfG, hat das ungeborene Kind ein Recht auf Leben.

Die Situation der Frau nach der Abtreibung

Vielleicht sollte man an dieser Stelle die Frage zulassen, was denn der Grund ist für die tiefe Trauer, mit der eine Frau nach ihrer Abtreibung zu kämpfen hat (durch viele Langzeitstudien ist belegt, dass die Mehrheit der Frauen nach einer Abtreibung über kurz oder lang an schweren Depressionen leidet). Diese Frage stellt die Autorin, obwohl sie die Trauer beschreibt, erst gar nicht. Sie dringt deshalb nicht bis zu dem Gedanken vor, der ebenso einfach wie unanfechtbar ist. „Das Kind war da, aber Du hast es nicht bekommen, Du hast es nie im Arm gehalten ...“ Diese Erkenntnis kann die Frau, nachdem die Abtreibung geschehen ist, mit aller Macht treffen. Man kann es verdrängen, gewaltsam von sich weisen, aber meist hilft auch das nicht, die Gewissheit holt einen irgendwann im Leben ein, und dann tritt an die Stelle der so ausweglos erscheinenden Konfliktlage ein weitaus schlimmerer, abgrundtiefer Schmerz, der sich in vielfältigen Beeinträchtigungen und Leiden Bahn bricht, die auch der

² Vgl. GREGOR PUPPINCK, PhD, Direktor des *European Centre for Law and Justice (ECLJ)*, Straßburg, *Abortion and the European Convention on Human Rights*, in *Irish Journal of Legal Studies*, July 2013.

Artikel teilweise beschreibt und die international unter dem Begriff „Post Abortion Syndrom“ erfasst werden. Auch an dieser Stelle greift die Autorin dann in ihrer Argumentation wieder zu kurz. Natürlich ist es keine „Strafe“, dass es der jungen Frau nach der Abtreibung so schlecht geht. Nur, diese einfältige Antwort würde ihr kein vernünftiger Mensch geben. Dennoch hat die Aussage einen wahren Kern. Es ist keineswegs eine rein subjektive Angelegenheit, sondern es hat eine durchaus objektive Ursache, dass sie leidet, dass sie den Gedanken an das Kind, das sie getötet hat, nicht los wird. Diese Differenzierung hätte an dieser Stelle herausgearbeitet werden müssen. Das gelingt der Autorin deshalb nicht, weil sie selbst keine Klarheit hat. Es geht nicht nur darum, Verständnis für Frauen in der Notlage einer ungewollten Schwangerschaft zu haben. Aber es geht sehr wohl um die Kategorien „richtig“ oder „falsch“. Ihre ganze Ambivalenz ist darauf zurückzuführen, dass sie das Ende des Knäuels nicht findet, den einen, unveränderlichen Punkt, dass es hier um ein ungeborenes Kind geht und um dessen Leben.

Die Autorin bleibt deshalb bei der Beschreibung der Extrempositionen stehen, die sich aus ihrer Sicht nicht zusammenbringen lassen, wie bereits in ihrem Untertitel „Eine Geschichte der Extreme“ zum Ausdruck kommt. Jede dieser unvereinbar scheinenden Positionen hat etwas für sich – so weit geht die Autorin, und das ist vielleicht schon viel. Jede von ihnen beansprucht auch für sich, die „wahre“ zu sein, aber das kann es natürlich nicht geben. Für die Autorin bleibt es bei diesem „entweder – oder“. Eine Auflösung oder Annäherung der verschiedenen Positionen erscheint ihr ausgeschlossen. „Es ist schwer, etwas ganz genau zu wissen in dieser Geschichte“, so resümiert sie am Ende. Lediglich in ihrer allerletzten Frage klingt vielleicht an, dass es möglicherweise doch eine objektive Dimension gibt. Nach ihrer Abtreibung leidet die betroffene Frau an schweren Depressionen. Ein Bekannter gibt ihr dafür die Erklärung, sie müsse sich darüber nicht wundern, sie habe doch „einen Mord bestellt“. Zwar gelingt es ihr, den Strafgedanken als Unfug von sich zu weisen. „Ich weiß, dass er unrecht hat. Aber manchmal, wenn es mir nicht gutgeht, denke ich auch so. Warum?“ Verweist dieses „warum“ nicht doch auf eine reale Ursache für ihren Zustand, die sie – manchmal jedenfalls – für möglich hält?

„Sie stellen sich einen Embryo als winzigen, wehrlosen Menschen vor. Vielleicht tut ihnen alles weh, wenn sie an Abtreibung denken“, so vermutet die Autorin. Auch hier wieder die Verlagerung ins Subjektive. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Autorin es auch nicht genauer wissen will. Denn dann fällt es leichter, sich eine Abtreibung als Freiheitsoption vorzustellen. Wie aber eine selbstbestimmte Entscheidung möglich sein soll, ohne dass man sich ihrer Tragweite bewusst ist und ohne in vollem Umfang über die Tatsachen aufgeklärt zu sein, bleibt unerfindlich.

Dass die angenommene Unverrückbarkeit der unterschiedlichen Positionen eine Illusion sein könnte, bringt der Artikel letztlich selbst zum Ausdruck. Bis zur Abtreibung hat die junge Frau sich geweigert, sich ein Bild zu machen von dem Wesen in ihrem Bauch. „Jetzt aber, nach all den Krankenhausaufenthalten, stellte sie sich vor, wie der Embryo in ihrer Gebärmutter lag, wie er litt.“ An dieser Stelle zeigt sich, dass die jeweilige subjektive Sichtweise der Frau die Frage, um die es hier geht, nicht entscheiden kann.

1000 Kinder werden in Deutschland an jedem Werktag durch Abtreibung getötet, 100.000 im Jahr nach offizieller Statistik, das sind mehr als 3000 Schulklassen. Acht Millionen seit 1974 sind Zahlen, die das Ausmaß einer Katastrophe deutlich ma-

chen. Warum ist das in dieser Weise möglich, ohne dass es einen Aufschrei in der Öffentlichkeit gibt, wie sonst doch so schnell, bei meist viel weniger wichtigen Themen? Einer der Gründe hierfür ist sicher, dass der Tod eines ungeborenen Kindes für kaum jemanden sichtbar ist. Schon der Begriff „Abtreibung“ oder „Beendigung der Schwangerschaft“ verschleiert dies.

Wir leben in einem Rechtsstaat. Gleichwohl ist offenbar das Tötungsverbot für eine bestimmte Gruppe von Menschen, nämlich die Ungeborenen, aufgehoben. Der Osnabrücker Sozialethiker Prof. *Manfred Spieker* weist in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hin, dass sich der Staat damit privater Gewalt beugend seiner Funktion begibt.

Ich stelle mir gerne vor, was Alice Schwarzer bewirken könnte, wenn sie sich, aus einer besseren Einsicht heraus, dazu entschließen würde, das Lebensrecht der ungeborenen Kinder zu verteidigen. Sie würde damit ihr Anliegen, sich für die Interessen von Frauen einzusetzen, nicht verraten, ganz im Gegenteil. Denn Abtreibung ist zutiefst frauenfeindlich. Eine Frau, die durch eine ungewollte Schwangerschaft in solche Verzweiflung gerät, dass sie keine Chance für das Kind sieht, braucht Hilfe und Unterstützung, keinen „Schein“. Gibt sie dem inneren und – sehr häufig – äußeren Druck ihrer Umgebung nach, geht es ihr noch schlechter. Sie wird, mit dem Verlust ihres ungeborenen Kindes, selbst zum Opfer. Es ist dann so, als ob nicht nur das Kind, sondern sie selbst keine Chance gehabt hätte. Ein positiver Ausgang – also Erfolg und Selbstverwirklichung sind ihr verwehrt worden. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, man könne die verlorene Freiheit – so empfindet eine Frau ja eine ungewollte Schwangerschaft zuerst – durch eine Abtreibung zurückgewinnen. Denn bei der Abtreibung stirbt unweigerlich ihr Kind. Daran kommt eine Frau nicht vorbei. Sie kann es natürlich verdrängen, aber hilft das?

Ein ungeplantes, zuerst vielleicht nicht gewolltes Kind zerstört nicht das Leben einer Frau, eine Abtreibung schon. Eine Abtreibung ist geeignet, einer Frau viele Jahre ihres Lebens zu nehmen. Man wende an dieser Stelle nicht ein, Abtreibung sei notwendig, um die Gleichstellung von Mann und Frau zu erreichen. Denn das ist nicht so. Die Tatsache, dass eine Frau Mutter sein kann, ist vielmehr ein Umstand, den es – im positiven Sinn – in Rechnung zu stellen gilt. Ein moderner Feminismus muss diese Tatsache, dass Frauen Mütter sind und es sein wollen, berücksichtigen. Mutter zu sein ist für moderne junge Frauen auch ein wesentliches Element von Selbstverwirklichung.

Noch etwas gilt es zu bedenken. Es ist nicht nur moralisch fragwürdig, das Selbstbestimmungsrecht der Frau absolut zu setzen, und damit ihre Selbstverwirklichung höher als das Lebensrecht des Kindes zu bewerten. Nein, es ist auch faktisch so, dass es Selbstverwirklichung auf Kosten des Lebens eines ungeborenen Kindes nicht geben darf. Ich kann doch nicht mein Leben weiterleben, als wäre nichts geschehen. Es wird nie mehr so sein wie davor. Diese Erfahrung bringen Frauen nach einer Abtreibung zum Ausdruck.

„Ich komme mir wie ein Roboter vor und tue mechanisch meine Arbeit. Mich freuen oder lachen – aber auch weinen kann ich nicht mehr! Alles egal!“ Oder: „Das ist ja noch nichts, hatten Arzt und Beraterin gesagt! Dass es doch etwas gewesen war, merkte ich zu spät, als sich mein totes Kind wie ein Schatten auf meine Seele legte. Das Trauma Abtreibung zerstörte mein Leben.“

Dass die Tötung des eigenen Kindes nicht zu einem Zustand der Befreiung führt, macht auch die folgende Aussage mehr als deutlich: „Warum hat mir das keiner gesagt? Wussten die anderen, Arzt, Beraterin, meine Eltern, meine Freundinnen und mein

Mann wirklich nicht, was dann kommt? Als ich vor zwei Jahren zur Abtreibung gedrängt wurde, sagten alle, es sei das Beste für mich und für mein Kind! Nun ist mein Kind tot, und ich bin so verzweifelt! Ich kann nicht mehr schlafen und auch nicht mehr lachen. Niemand versteht mich! Damals hatte ich keine Kraft, mich gegen alle zu stellen. Auch heute bin ich mit meiner Not und meinem Elend allein. Bitte sagen Sie allen Menschen, wie furchtbar eine Abtreibung ist. Schreckliche Schmerzen quälen meinen Körper und meine Seele! Warum hat mir das denn keiner gesagt.“³ Was tut man Frauen an, indem man ihnen Abtreibung als ein Mittel zur Selbstbestimmung nahelegt?

Auch *Abby Johnson*, ehemalige leitende Mitarbeiterin einer von International Planned Parenthood (IPP) betriebenen Abtreibungsklinik in Texas („Lebenslinie. Warum ich keine Abtreibungsklinik mehr leite“) war lange der Meinung, sich für Frauen einzusetzen, indem sie ihnen die Möglichkeit bietet, sich für eine Abtreibung zu entscheiden und sie dann auf diesem Weg zu begleiten. Welch ein grundlegender Irrtum. Das hat sie erst begriffen, als sie auf dem Ultraschallbild den Tod eines ungeborenen Kindes miterleben musste, als sie bei einer Abtreibung assistierte. Wenn schon die Leiterin einer Abtreibungsklinik nicht

wusste, was bei einer Abtreibung eigentlich geschieht – wie vielen Frauen geht es nicht ebenso, Frauen, denen man diese Art von Aufklärung verweigert.

Eine Frau im Konflikt einer ungewollten Schwangerschaft wünscht sich, wie auch Schwarzer einmal formuliert hat, keine Abtreibung. Die heutige Gesetzeslage suggeriert ihr aber, dass sie diese Möglichkeit habe. Diese Entscheidung zwischen Leben und Tod, die man keiner Frau wünscht und die auch keine Frau treffen kann, begründet oder verstärkt oft erst die Konfliktlage, in der sich eine Frau bei einer ungewollten oder ungeplanten Schwangerschaft befindet. Das zeigen die Erfahrungen aus der Schwangerschaftskonfliktberatung mit großer Deutlichkeit.

Die Verdunkelung des Rechtsbewusstseins, die mit der Legalisierung der Abtreibung einhergegangen ist und die große Teile unserer Gesellschaft erfasst, hat verheerende Auswirkungen, nicht nur für unsere Gesellschaft als ganze, die sich an das Wegsehen und Verdrängen gewöhnt hat, sondern auch für das Leben der einzelnen Frau. Statt auf den Respekt und die Unterstützung ihrer Umgebung rechnen zu können, wenn sie ungewollt schwanger ist, wird sie allein gelassen. Durch eine Abtreibung kommt eine Frau nicht ihrer Selbstverwirklichung näher, sondern sie erlebt das Gegenteil davon, nämlich Scheitern (nicht im Sinne eines subjektiven Versagens, sondern als verwehrtter Erfolg), Traurigkeit, zerstörte Lebensfreude, oft genug auch Depression, Verzweiflung darüber, dass niemand für sie da war, der sie aus der ihr ausweglos scheinenden Situation hinausgeführt hat.

*Dr. iur. Friederike Hoffmann-Klein
Kapellenstr. 12, 79285 Ebringen
friederike.hoffmann@t-online.de*

³ Quelle: *Myriam ... warum weinst du? Das Leiden der Frauen nach der Abtreibung, Post-Abortion-Syndrom PAS, Erlebnisberichte von betroffenen Frauen*. Herausgeber: Stiftung „Ja zum Leben – Mütter in Not“, 1996.

JOHANNES STÖHR

Weitere „Sprechblasen“

Anlässlich einiger aktueller unglücklicher Äußerungen deutscher Oberhirten (Bischof St. Ackermann, Kardinal W. Kasper) sei zum Artikel „*Sprechblasen made in Germany*“ in: THEOLOGISCHES 44 (Januar/Februar 2014) 27-34 noch ergänzt – nähere Begründungen finden sich in vielen früheren Artikeln von THEOLOGISCHES:

Kirchenspaltung

Eine Kirchenspaltung kann es nie geben. Die Kirche ist ja nach Schrift und Tradition Leib Christi, Braut Christi, Haus Gottes, Tempel des Hl. Geistes, usw.; die vielfältigen Bildausagen in der Kirchenkonstitution und die verbindliche Erklärung „Dominus Jesus“ verdeutlichen, dass sie immer die eine und die einzige Kirche ist, auf dem von dem einen von Christus

begründeten unzerstörbaren Fundament. Die Tradition spricht auch von dem ungeteilten und unteilbaren Leibrock Christi (*tunica Christi*). Gespalten sind nur die Herzen mancher Menschen, die zwei Herren dienen wollen oder die ins Schisma geraten sind. Von einer Spaltung der Kirche zu reden setzt – wörtlich genommen – einen glaubenswidrigen Kirchenbegriff voraus.

Verhütung

Das Wort Verhütung ist im Bereich der Ehemoral und Familienpastoral widersinnig und irreführend. Hüten kann man sich zwar vor inkompetentem Geschwätz von wichtigtuerschen Zeitdieben bei kostspieligen Dialogprozessen oder vor böswilligen Aggressionen usw. – aber vor einem wehrlosen Kleinstkind braucht man sich nicht zu „schützen“.

Natürliche Verhütung

Es gibt somit auch keine „natürliche Verhütung“, sondern nur unter Umständen eine sinnvolle Empfängnisregelung im Sinne einer Voraussicht diagnostischer Art- und diese ist nicht Mittel zu einem lebensfeindlichen Zweck. Um den Unterschied zur lebensfeindlichen Blockierung bzw. „Verhütung“ zu verstehen, braucht man keine Kenntnisse des Katechismus oder der einhelligen christlichen Tradition (angefangen vom biblischen Verbot der „Pharmakeia“ in Gal 5, 20, das antikonzeptive und abtreibende Mittel umfasst, bis zu den zahlreichen verbindlichen Verlautbarungen der letzten Päpste). Es müsste eigentlich jedem an einem Beispiel klar sein: Es ist nicht dasselbe, wenn ich im Voraus weiß, dass jemand wie z. B. mein Erbonkel in zwei Wochen kein Leben mehr haben wird und ich entsprechend disponiere, oder wenn ich mit mechanischen (Kopfkissen beim Schlafenden) oder chemischen (Todesspritze oder -Pille) Mitteln etwas dazu tue, dass er dann nichtlebendig sein wird. Unfruchtbarmachung ist eine Missachtung der personalen Liebe und Verantwortung – wesentlich verschieden vom Wissen um Unfruchtbarkeit. Nicht einmal einem Baum würde es gut bekommen, wenn man, um lästige Erntearbeit zu verhüten, die Blüten chemisch oder mechanisch behandelt, damit sie keine Früchte bringen. Wer gezielt die gesunden Möglichkeiten seiner Natur verhindert, wer die Lebensverbindung zwischen körperlicher Vereinigung und der damit verbundenen Fruchtbarkeit absichtlich zerstört, handelt nicht nur gegen seine Natur, sondern auch gegen Gott, der diesen Bauplan in uns hineingeschrieben hat. Mit seiner Selbstbehinderung blockiert er seine körperlichen Anlagen, die fruchtbar sind, und entwürdigt den Partner zum bloßen Begierdeobjekt.

IMPRESSUM

Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

Herausgeber:

Prof. Dr. Manfred Hauke, Via Roncaccio 7, CH-6900 Lugano
E-mail: manfredhauke@bluewin.ch

Redakteur im Sinne des Pressegesetzes von Nordrhein-Westfalen:

Prof. Dr. Johannes Stöhr, Humboldtstr. 44, D-50676 Köln

Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

Internetseite: www.theologisches.net

Produktion:

verlag nova & vetera e.K., Estermannstr. 71, 53117 Bonn,
Telefon 0228 – 9675676, Telefax: 0228 – 676209
Email: theologisches@novaetvetera.de

**Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.):
Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)**

Für Auslandsüberweisungen:

Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODED1PAX

Als gemeinnütziger Verein im Sinne der Abgabenordnung sind wir auf Ihre Jahresspende von mindestens 20 Euro angewiesen und bedanken uns im voraus herzlich dafür. Ihr Spendenbetrag ist steuerlich gegen Zahlungsnachweis berücksichtigungsfähig. Bei Beiträgen von mehr als 100 Euro erhalten Sie unaufgefordert eine gesonderte Spendenquittung.

ISSN 1612-6165

Ehe und Partnerschaft

Die Wortkombination „Ehe und Partnerschaft“¹ könnte bedeuten, dass Partnerschaft als Oberbegriff verstanden wird – das wäre dann logisch gesehen ein ähnlicher Titel wie „Äpfel und Obst“ oder „Elefant und Tier“. Tatsächlich aber ist die Ehe ein Sakrament, und „Partnerschaft“ wird heute meist als sittenwidriges Zusammenleben verstanden! Insofern also inkompatible Begriffe! Es müsste heißen: „Ehe oder Partnerschaft“.

Zerbrochene Ehe

„Zerbrochene Ehe“: ein unglückliches Wort. Die Tatsache eines vorübergehenden oder langdauernden – Fehlens von aktueller Wohngemeinschaft oder gelebter biologischer Gemeinsamkeit ändert als solche nichts an der Gültigkeit und Festigkeit des Bandes. Sonst wären Dauerpatienten im Hospital und Frontsoldaten automatisch nicht mehr verheiratet, und ebenso wenig auch die in der Ehe dauernd Enthaltensamen – wie Maria, Josef, einige Apostel, Nikolaus von der Flühe usw.!

Ein Ehebrecher hat sich in subjektiven Widerspruch zu seinem Treueversprechen gestellt – das Eheband selbst kann er ebenso wenig „zerbrechen“ wie das unauslöschliche Merkmal der Taufe. In Bezug zu einem konkreten Fall zu behaupten, eine Umkehr des Willens wäre definitiv ausgeschlossen, erweist Glaubensschwäche, Unkenntnis der Hagiographie, ja Anmaßung.

Einzelne Akte der Reue, des Glaubens, ja der Anbetung sind dem Schuldigen möglich – sie versetzen ihn allerdings noch nicht unmittelbar in den Stand der Gnade, sondern bereiten die Rechtfertigung und damit die Möglichkeit des Kommunionempfanges vor. Die Rücksicht auf vielleicht bestehende Verpflichtungen gegenüber unehelichen Kindern bilden keine Entschuldigung dafür, im Willen zur ehebrecherischen Situation und zur Untreue zu verharren.

Dialog

Das Wort „Dialog“, verstanden als Aufforderung zum Infragestellten und Bezweifeln gesicherter Grunderkenntnisse der Glaubens- und Sittenlehre ist unkirchlich. *Anselm von Canterbury* betont eindringlich: Kein Christ soll so diskutieren, als ob der Glaube selbst fraglich sei; vielmehr muss er unverrückbar an ihm festhalten, entsprechend leben und demütig zu verstehen suchen². Schon Kohelet 6,11 warnt: „*Es gibt viele Worte, die nur den Windhauch vermehren; was nützt das dem Menschen?*“

Noch eine *Fehlerkorrektur* im genannten Artikel: S. 30 Zeile 4 muss heißen: „vollzogenen Ehe“ (statt: „vollzogenen Eheschließung“); S. 32 Abs. 3 Ende ist nach „Exkommunikation ...“ einzufügen: „z. B. ... Apostasie“, denn es gibt ja auch noch weitere Gründe für eine Exkommunikation.

Prof. Dr. Johannes Stöhr
Humboldtstr. 44, 50676 Köln

¹ So im *Neuen Gotteslob* (Nr. 16 S. 75) als Titel für ein leicht sentimentales Gebet, das im übrigen inhaltlich auch auf Eltern und Kinder passt.

² „Nullus quippe christianus debet disputare, quomodo quod catholica ecclesia corde credit et ore confitetur, non sit; sed semper eandem fidem indubitanter tenendo, amando et secundum illum vivendo, humiliter quantum potest, quaerere rationem, quomodo sit“. (ANSELMUS CANT., *De fide trinitatis*, 23; PL 158, 263).

Die Explantation vitalen organischen Materials „ex cadavere“. Oder: Was macht einen lebenden Körper zu einem Leichnam?

„The boundaries which divide Life from Death are at best shadowy and vague. Who shall say where the one ends, and where the other begins?“

(Edgar Allen Poe, Premature Burial, 1850)

1. Transplantation: Ein zu hinterfragendes Faszinosum

Die Idee, fehlende Körperteile oder schwer geschädigte Organe durch Transplantation zu ersetzen, hat seit jeher eine große Faszination auf die Menschen ausgeübt. So berichtet z.B. die von Jacobus de Voragine verfasste Legenda Aurea im Kapitel über die heiligen Ärztemärtyrer Cosmas und Damian („De Sanctis Cosma et Damiano“) vom „Wunder des schwarzen Beins“, das in vielen Gemälden festgehalten und prominent auch auf der Innentür des Cosmas-Damian-Reliquienschreins (Jesuitenkirche Sankt Michael, München) dargestellt worden ist. Nach diesem Bericht sollen die heiligen Zwillinge das durch Krebs („cancer“) zerstörte Bein („crus“) eines Kirchendieners durch das Bein eines verstorbenen und gerade begrabenen Äthiopiens ersetzt haben – was nicht zuletzt auch deswegen Aufsehen erregt haben dürfte, da das Bein des Kirchendieners nach der Transplantation zu einem Teil hell- und zu einem Teil dunkelhäutig war:

„Felix, the eighth pope after S. Gregory, did do make a noble church at Rome of the saints Cosmo and Damian, and there was a man which served devoutly the holy martyrs in that church, who a canker had consumed all his thigh. And as he slept, the holy martyrs Cosmo and Damian, appeared to him their devout servant, bringing with them an instrument and ointment of whom that one said to that other: Where shall we have flesh when we have cut away the rotten flesh to fill the void place? Then that other said to him: There is an Ethiopian that this day is buried in the churchyard of S. Peter ad Vincula, which is yet fresh, let us bear this thither, and take we out of that morian's flesh and fill this place withal. And so they fetched the thigh of the sick man and so changed that one for that other. And when the sick man awoke and felt no pain, he put forth his hand and felt his leg without hurt, and then took a candle, and saw well that it was not his thigh, but that it was another. And when he was well come to himself, he sprang out of his bed for joy, and recounted to all the people how it was happed to him, and that which he had seen in his sleep, and how he was healed. And they sent hastily to the tomb of the dead man, and found the thigh of him cut off, and that other thigh in the tomb instead of his. Then let us pray unto these holy martyrs to be our succour and help in all our hurts, blechures and sores, and that by their merits after this life we may come to everlasting bliss in heaven. Amen.“ [40]

Während für das Gelingen dieser Transplantation seinerzeit das Eingreifen zweier heiliger Ärzte nötig war, so hat der sich seit damals stetig entfaltende medizinisch-technische Fortschritt und die damit einhergehende Erweiterung des Möglichkeitsraumes menschlichen Handelns dazu geführt, dass Transplantatio-

nen heute auch ohne das direkte Wirken Heiliger gelingen können. Wie mit allen menschlichen Fähigkeiten stellt sich jedoch auch in Bezug auf diesen relativ neu hinzugekommenen Bereich des menschlichen Könnens die Frage, ob wir all das, was wir zu tun in der Lage sind, auch tun dürfen.¹ So ist im Hinblick auf die Möglichkeiten der Transplantationsmedizin also ganz grundlegend zu fragen, ob und wenn ja, unter welchen Bedingungen, eine Transplantation eine moralisch zulässige (oder zumindest: moralisch nicht unzulässige) Handlung darstellt.

Da der Transplantation von organischem Material (Zellen, Gewebe, Organe, Organsysteme) in einen Empfänger notwendigerweise die (operative) Explantation (Transplantatentnahme) des zur Transplantation vorgesehenen organischen Materials aus einem „Spender“ vorangehen muss, hängt die moralische Zulässigkeit der Transplantation in erster Linie davon ab, ob die zur Transplantation notwendige Explantation eine moralisch zulässige (oder zumindest: moralisch nicht unzulässige) Handlung darstellt oder nicht.

2. Die Tote-Spender-Regel als grundlegende moralische Grenze der Explantation

Als grundlegender Maßstab für die Beurteilung der moralischen Qualität der Explantation organischen Materials gilt gemeinhin die moralische Pflicht, unschuldige Personen nicht zu töten. Wendet man diese Pflicht auf das Thema Explantation an, so besagt sie im Grunde nichts anderes, als dass unschuldige Personen für oder durch eine Explantation nicht getötet werden dürfen. Und dies bedeutet wiederum, dass aus einer unschuldigen Person nur dasjenige organische Material explantiert werden darf, dessen Explantation nicht kausal zum Tod der betreffenden Person führt. Diese die nicht zu umgehende Grenze der moralischen Zulässigkeit der Explantation bestimmende moralische Pflicht wird gemeinhin als „Dead-Donor-Rule“ (DDR; zu deutsch: Tote-Spender-Regel)² bezeichnet. Wie Abbildung 1 verdeutlicht, verbietet die Tote-Spender-Regel die prämortale Entnahme von vitalem, d.h. lebensnotwendigem, organischen Material zum Zwecke der Transplantation. Alle anderen dargestellten Formen der Transplantation werden von ihr nicht eingeschränkt, da diese üblicherweise nicht zwingend zum Tod des Spenders führen, sondern allenfalls mit gewissen gesundheitlichen Nachteilen für den Spender verbunden sind.

¹ Auch in Bezug auf die Transplantationsmedizin gilt das Wort des hl. Paulus aus 1 Thess 5, 21f, nach dem wir alles zu prüfen, nur das Gute zu behalten und uns jeglicher Form des Bösen zu enthalten haben: „πάντα δὲ δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε, ἀπὸ παντὸς εἶδους πονηροῦ ἀπέχεσθε.“ / „omnia autem probate, quod bonum est teneate, ab omni specie mala abstinete vos.“

² LINUS GEISLER formuliert die Tote-Spender-Regel wie folgt: „Lebenswichtige Organe dürfen nur von toten Patienten entnommen werden; lebende Patienten dürfen nicht für oder durch eine Organentnahme getötet werden“ ([15], S. 4). Vgl. auch ([37], S. 674).

		Explantation/Entnahme welchen organischen Materials? (Zellen, Gewebe, Organe, Organsysteme)	
		Entnahme von vitalem (lebensnotwendigem) organischen Material (z.B. nicht-paarige Organe wie Herz, Leber, Pankreas)	Entnahme von nicht-vitalem (nicht lebensnotwendigem) organischen Material (z.B. paarige Organe wie Niere und Lunge, aber auch Blut, Knochenmark, Gewebe (z.B. Augenhornhaut), Teile vom Darm)
Zustand des Spenders?	Lebend (prämortale Transplantation/ Organspende; Lebendspende)	Prämortale Explantation von vitalem organischen Material ➤ Verursacht Tod des Spenders ➤ Verstoß gegen Dead-Donor-Rule	Prämortale Explantation von nicht-vitalem organischen Material ➤ Kein Verstoß gegen Dead-Donor-Rule
	Tot (postmortale bzw. post-mortem Transplantation/ Organspende; Totspende)	Postmortale Explantation von vitalem organischen Material ➤ Kein Verstoß gegen Dead-Donor-Rule	Postmortale Explantation von nicht-vitalem organischen Material ➤ Kein Verstoß gegen Dead-Donor-Rule

Möglich für auto-, Iso- und allogene Transplantationen

Nur möglich für Iso- und allogene Transplantationen

Abb. 1: Formen der Transplantation und Dead-Donor-Rule

Die Tote-Spender-Regel hat nicht nur in der Moralphilosophie faktisch weltweite Akzeptanz³ gefunden, sondern wird auch in diversen Dokumenten und Verlautbarungen der Katholischen Kirche sowie nicht zuletzt auch von Papst Johannes Paul II. und Papst Benedikt XVI. bekräftigt:

- *Catechismus Catholicae Ecclesiae*: „Organorum transplantatio legi morali est conformis, si pericula et discrimina physica atque psychica quae donans subit, bono sunt proportionata quod pro eo quaeritur cui illa destinatur. Donatio organorum post mortem est actus nobilis et meritorius atque alliendus tamquam generosae solidaritatis manifestatio. Moraliter acceptabilis non est, si donans vel eius propinqui ius ad id habentes suum explicitum non dederint consensum. Praeterea nequit moraliter admitti, mutilationem, quae invalidum reddit, vel mortem directe provocare, etiamsi id fiat pro aliarum personarum retardanda morte.“ ([41], 2296)⁴

- *Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche*: „Die Organverpflanzung ist sittlich annehmbar, wenn der Spender seine Zustimmung gegeben hat und keine übermäßigen Gefahren für ihn bestehen. Für die edle Tat der Organspende nach dem Tod muss der tatsächliche Tod des Spenders sicher feststehen.“ ([42], Frage 476)
- *The Pontifical Council for Pastoral Assistance to Health Care Workers, The Charter for Health Care Workers* (Päpstlicher Rat für die Pastoral im Krankendienst, Charta der Arbeiter im Gesundheitsdienst): „85. Homoplastic transplants, in which the transplant is taken from a person of the same species as the recipient, are legitimized by the principle of solidarity which joins human beings, and by charity which prompts one to give to suffering brothers and sisters. [...] 86. In homoplastic transplants, organs may be taken either from a living donor or from a corpse. In the first case the removal is legitimate provided it is a question of organs of which the explant would not constitute a serious and irreparable impairment for the donor. [...] 87. In the second case we are no longer concerned with a living person but a corpse. [...] There must be certainty, however, that it is a corpse, to ensure that the removal of organs does not cause or even hasten death. The removal of organs from a corpse is legitimate when the certain death of the donor has been ascertained.“ [43]
- *Papst Johannes Paul II.*
– „Furthermore, a person can only donate that of which he can deprive himself without serious danger or harm to his own life or personal identity, and for a just and proportionate

³ In diesem Zusammenhang ist der Vollständigkeit halber anzumerken, dass es durchaus Stimmen gibt, die dafür plädieren, von der Tote-Spender-Regel abzurücken. So ist es z. B. für Robert Trog und Franklin Miller [37] moralisch nicht relevant, wann eine Person tot ist oder ob sie durch die Organentnahme stirbt, da sie ihr Recht auf Leben, wenn sie einmal in den Sterbeprozess eingetreten ist, freiwillig autonom durch informierte Zustimmung aufgeben kann. Ebenfalls für die Aufgabe dieser Regel (zusammen mit der Vorstellung der Heiligkeit des Lebens), allerdings auf Basis eines an Lebensqualität orientierten utilitaristischen Arguments, sprechen sich PETER SINGER ([24], S. 20 ff.) und DIETER BIRNBACHER [6] aus. Diese Argumente können hier jedoch nicht näher besprochen werden.

⁴ Die deutsche Übersetzung dieses Artikels lautet: Die Organverpflanzung entspricht dem sittlichen Gesetz, wenn die physischen und psychischen Gefahren und Risiken, die der Spender eingeht, dem Nutzen, der beim Empfänger zu erwarten ist, entsprechen. Die Organspende nach dem Tod ist eine edle und verdienstvolle Tat, sie soll als Ausdruck großzügiger Solidarität gefördert werden. Sie ist sittlich unannehmbar, wenn der Spender oder die für ihn Verantwortlichen

nicht ihre ausdrückliche Zustimmung gegeben haben. Zudem ist es sittlich unzulässig, die Invalidität oder den Tod eines Menschen direkt herbeizuführen, selbst wenn dadurch der Tod anderer Menschen hinausgezögert würde.

reason. It is obvious that vital organs can only be donated after death.“ [44]

– „Anerkennung der einzigartigen Würde der menschlichen Person führt wiederum zu einer weiteren grundlegenden Konsequenz: Lebenswichtige Organe, die nur einmal im menschlichen Körper vorhanden sind, können nur nach dem Tod entfernt werden, d.h. dem Körper eines Menschen entnommen werden, der eindeutig tot ist. Diese Voraussetzung ist zweifellos selbstverständlich, denn jede andere Handlungsweise würde die durch die Entnahme der Organe verursachte absichtliche Tötung des Spenders bedeuten.“ [45]

- **Papst Benedikt XVI.:** „Es ist auf jeden Fall notwendig, daran zu erinnern, dass die einzelnen lebenswichtigen Organe ausschließlich ‘ex cadavere’ entnommen werden können, der im übrigen auch seine Würde besitzt, die respektiert werden muss. [...] In einem Bereich wie diesem darf es nicht den geringsten Verdacht auf Willkür geben, und wo die Gewissheit (bzgl. der Feststellung des tatsächlichen Todes des Patienten; Anm. d. Verf.) noch nicht erreicht sein sollte, muss das Prinzip der Vorsicht vorherrschen. [...] In diesen Fällen muss auf jeden Fall immer die Achtung vor dem Leben des Spenders als Hauptkriterium gelten, so dass die Organentnahme nur im Falle seines tatsächlichen Todes erlaubt ist.“ [46]

3. Die moralische Zulässigkeit der Explantation von vitalem organischen Material aus hirntoten Personen

Nach der Tote-Spender-Regel ist die Entnahme von vitalem organischen Material zum Zwecke der Transplantation nur dann moralisch zulässig, wenn sie sicher postmortal erfolgt. Aber: Wann ist eine Person sicher tot? In seiner bereits erwähnten Ansprache an den Internationalen Kongress für Organverpflanzung vom 29.08.2000 gibt uns Papst Johannes Paul II. folgende Antwort auf diese Frage: Auch wenn der Tod „durch keine wissenschaftliche Technik oder empirische Methode unmittelbar identifiziert werden kann“ [45], so ist „das völlige und endgültige Aussetzen jeder Hirntätigkeit“ [45] bzw. „die vollkommene und unwiderrufliche Einstellung jeglicher Hirntätigkeit (im Großhirn, im Kleinhirn und im Hirnstamm)“ [45] dazu geeignet, um „die technischen Maßnahmen zum Entnehmen von zur Transplantation bestimmten Organen einzuleiten“ [45]. Nach der hier ausgedrückten Meinung des vorletzten Papstes stellt somit das Hirntodkriterium in seiner Ausprägung als Ganzhirntod das moralisch vertretbare Kriterium zur Feststellung des Todes dar. Laut Papst Johannes Paul II. ist die Tote-Spender-Regel also immer dann eingehalten, wenn die Explantation des zur Transplantation vorgesehenen organischen Materials aus einer im Sinne des Ganzhirntodkriteriums hirntoten Person erfolgt.⁵

Der vorliegende Aufsatz möchte diese Aussage von Papst Johannes Paul II. hinterfragen und darlegen, wieso der Nachweis des Hirntods (egal ob in seiner Ausprägung als Ganzhirntod oder Teilhirntod) nicht ausreicht, um mit absoluter Sicherheit sagen zu können, dass die Person, aus der das Transplantat explantiert werden soll, tot ist. Wenn wir uns Gedanken darüber machen, ob der Transplantation von vitalem organischen Material eines hirntoten Spenders in einen lebenden Empfänger als moralisch zulässige Handlung zugestimmt werden kann, dann ist im Grunde zu fragen, ob die Explantation prä mortal oder postmortal erfolgt. Eine Antwort auf diese Frage ist hierbei als Konklusion des folgenden Arguments zu sehen:

- **Prämisse 1 (P1):** Die Entnahme vitalen, d.h. lebensnotwendigen, organischen Materials (Zellen, Gewebe, Organe, Organsysteme) zum Zwecke der Transplantation ist gemäß der Tote-Spender-Regel moralisch nur zulässig, wenn die Person P, der das organische Material entnommen wird, tot ist.
- **Prämisse 2 (P2):** Eine Person P ist tot, wenn ...
- **Konklusionen (C)**
 - (C1): Eine Person P, deren Gehirnfunktionen irreversibel ausgefallen sind, ist *tot* \Rightarrow *nicht tot*.
 - (C2): Die Entnahme vitalen organischen Materials von einer Person P, deren Gehirnfunktionen irreversibel ausgefallen sind, zum Zwecke der Transplantation ist somit *moralisch zulässig* \Leftrightarrow *moralisch nicht zulässig*.

Wie aus diesem Argument ersichtlich, hängen die beiden Konklusionen wesentlich davon ab, was als P2 vorausgesetzt wird, was also Tod ist.

4. Was und wann ist Tod? Todesdefinition, Todeskriterium, Todesfeststellung und das Eigentliche des Todes⁶

Die Frage, (ab) wann jemand tot ist, ist die Frage danach, woran erkannt werden kann, dass jemand tot ist. Um die unvollständig formulierte Prämisse P2 komplettieren zu können, bedarf es also der Definition eines Todeskriteriums, d.h. eines Kriteriums bzw. Sachverhalts, das den Todeseintritt markiert und anhand dessen sicher festgestellt werden kann, ob jemand die Grenze zwischen Leben und Tod unumkehrbar überschritten hat.⁷

Um eine Aussage darüber machen zu können, wann etwas der Fall ist, muss aber logischerweise zuerst gewusst werden, was überhaupt der Fall sein soll. Um die Frage nach dem Todeskriterium („Wann ist eine Person P tot?“) sinnvoll beantworten zu können, bedarf es also der vorgängigen Beantwortung der Frage „Was ist Tod?“. Ein Todeskriterium setzt also notwendigerweise eine Todesdefinition voraus.

⁵ Wie die letzte Fussnote dieses Artikels darlegt, scheint sich Papst Johannes Paul II. im Anschluss an die Rede, der diese problematischen Aussagen entnommen sind, der Korrekturbedürftigkeit dieser Aussagen bewusst geworden zu sein und seine Haltung zum Hirntodkriterium geändert zu haben – auch wenn es aufgrund seines Todes zu keiner öffentlichen Richtigstellung mehr kam.

⁶ Kapitel 4 bis 8 dieses Artikels sind entnommen aus [39].

⁷ Da ein solches Todeskriterium nur sinnvoll ist, wenn und insofern es auch praktisch handhabbar ist, bedarf es des Weiteren der Definition medizinisch-diagnostischer Testverfahren und Parameter, anhand derer sich der Tod, d. h. die Erfüllung des entsprechenden Todeskriteriums, auch tatsächlich feststellen lässt.



Abb. 2: Todeskriterium und -feststellung setzen eine Todesdefinition voraus

Was also ist das, „Tod“? Wenn wir hierüber nachzudenken beginnen, kommen wir schnell an einen Punkt, an dem wir merken, dass es praktisch nicht möglich ist, diese Frage in positiver Form zu beantworten. Wir können zwar sagen, dass der Tod das einzig Sichere in unserem irdischen Leben ist („sola mors certa est“ [3], Sermo 97, 3);⁸ wir können auch sagen, dass der Tod am Ende eines Prozesses steht, den wir gemeinhin als „Sterben“ bezeichnen – ein Prozess, den wir alle durchlaufen müssen, wenn auch jeweils auf unterschiedlichen Wegen und in unterschiedlicher zeitlicher Ausdehnung. Doch ist damit noch nichts über das Eigentliche des Todes ausgesagt – und ich wage zu behaupten, dass auf direktem, positivem Weg auch nichts Wesentliches über den Tod ausgesagt werden kann. Da der Tod als Zustand (im Gegensatz zum Prozess des Sterbens) unserer Erfahrung entzogen ist (bzw. wir unsere Erfahrung niemandem mehr mitteilen können (vgl. [19], S. 23), können wir leichter sagen, was der Tod nicht ist, als was er ist. So paradox es vielleicht klingen mag: Um etwas über den Tod zu erfahren, müssen wir den Umweg über das nehmen, was er nicht ist, dessen Negation er ist, was in kontradiktorischem Widerspruch zu ihm steht⁹ – und das ist das, was wir gemeinhin „Leben“ nennen.

Die Frage „Was ist Tod?“ kann und muss in einem ersten Schritt also schlicht und einfach beantwortet werden mit: Tod ist die Abwesenheit von Leben. Eine grundlegende Einsicht in das Eigentliche des Todes besteht somit darin, dass das Sterben der sich vollziehende Prozess und der Zustand des Todes der vollzogene, abgeschlossene Prozess des Verlustes des Lebens ist. Im Tod haben wir nicht primär irgendwelche Gehirnströme, die Integrität unseres Organismus oder unsere Herz-Lungentätigkeit verloren, sondern unser Leben. Jede weitere Aussage über den Tod ist davon abhängig, was wir unter „lebendig“ bzw. „Leben“ verstehen. Die Todesdefinition lautet in allgemeingültiger Form also: Der Tod ist der abgeschlossene und irreversible Verlust des Lebens.

Die übliche Unterscheidung zwischen Todesdefinition, Todeskriterium und Todesfeststellung muss somit zwingend noch

um den Punkt „Lebensdefinition“ ergänzt werden. Wie Abb. 3 darlegt, sind die Kriterien zur Todesfeststellung nur so gut wie das ihnen zugrunde liegende Todeskriterium, das Todeskriterium nur so sinnvoll wie die Todesdefinition, von der es abgeleitet ist, und die Todesdefinition nur so haltbar wie die Definition von Leben, deren negative Formulierung es ist.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird ersichtlich, dass die Prämisse P2 des oben formulierten Arguments, die den Aspekt Todesfeststellung betrifft (was durch eine Umformulierung verdeutlicht wird), nicht ohne eine vorgängige Beschäftigung mit den Aspekten Todeskriterium, Todesdefinition und Lebensdefinition vervollständigt werden kann:

- **Prämisse 2 (= Todesfeststellung):** Der Tod (= Verlust des Lebens) einer Person P gilt als nachweislich sicher festgestellt, wenn ...

Die Antwort hierauf ist abhängig vom zugrunde gelegten Todeskriterium:

- **Todeskriterium:** Eine Person P ist tot (= lebt nicht mehr), wenn ...

Die Antwort hierauf ist abhängig von der zugrunde gelegten Todesdefinition:

- **Todesdefinition:** Der Tod ist der abgeschlossene und irreversible Verlust des Lebens. Eine Person P ist tot, wenn sie nicht mehr lebt.

Die Antwort hierauf ist abhängig von der zugrunde gelegten Lebensdefinition:

- **Lebensdefinition:** Leben ist ...

Da wir uns also nicht nur über unser persönliches Leben, sondern grundsätzlich nur über das Leben dem Tod annähern können, müssen wir uns zunächst Gedanken über die Frage „Was ist Leben?“ – „die Grundfrage, die allen Fragen zugrunde liegt“ ([8], S. 7) – machen. Im Rahmen der Debatte über die moralische Zulässigkeit der Entnahme vitalen organischen Materials aus Hirntoten tut somit nicht so sehr die Diskussion der Frage not, ob der Hirntod für sich betrachtet ein sinnvolles Todeskriterium ist, sondern welche Vorstellung von Leben diesem Konzept zugrunde liegt und ob diese sinnvoll ist.

5. Was ist Leben? Die Antwort der Biologie (Naturwissenschaft)

Üblicherweise wird die Beantwortung der Frage „Was ist Leben?“ der Kompetenz der Naturwissenschaft und hier insbeson-

⁸ Vgl. auch: „Quid enim in hac terra certum est, nisi mors? [...] incerta omnia: sola mors certa“ ([4], In Psalmum 38, 19).

⁹ Oder wie der hl. Albertus Magnus es ausdrückt: „mors vitae opponitur privative“ ([1], S. 348 (Tractatus I, Caput III)).

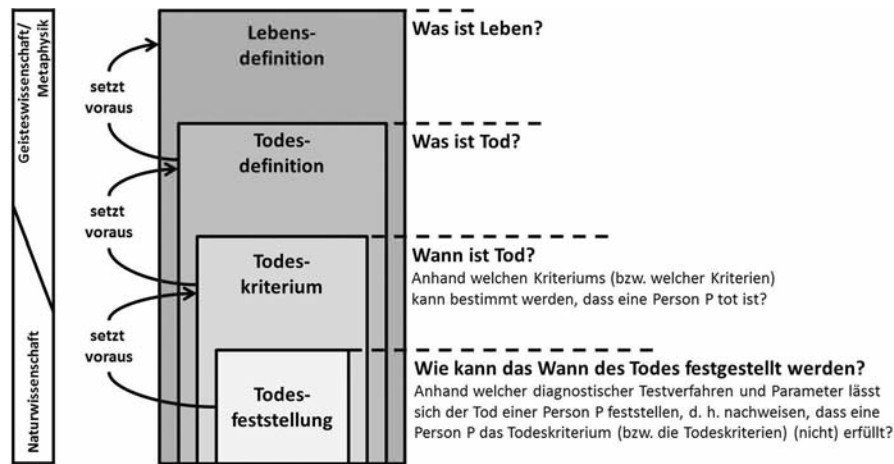


Abb. 3: Lebensdefinition als Voraussetzung für Todesdefinition, -kriterium und -feststellung

dere der Biologie als Naturwissenschaft des Lebens zugesprochen. Wenn wir die Biologie bzw. aktuelle Lehrbücher der Biologie dazu befragen, was sie uns bzgl. des Was des Lebens sagen, so finden wir z.B. folgende Antworten:

- „Wenn es auch nicht möglich ist, Leben wissenschaftlich exakt zu beschreiben, so können wir es doch an seinen Funktionen erkennen: an Stoffwechsel, Wachstum, Bewegung, Vermehrung und Vererbung“ ([9], S. 4).
- „Leben ist eine organisierte genetische Einheit, die zu Stoffwechsel, Fortpflanzung und Evolution fähig ist“ ([22], S. 2).
- „Wir erkennen das Leben an dem, was Lebewesen tun“ ([10], S. 3).

Wie aus diesen Aussagen ersichtlich wird, besteht die Antwort der Biologie auf die Frage „Was ist Leben?“ im Hinweis darauf, dass Leben sich in diversen empirisch beobacht- und messbaren charakteristischen Funktionen bzw. Fähigkeiten äußert; ein Objekt lebt, wenn sich an ihm die Fähigkeit F bzw. die Fähigkeiten F_1 bis F_n nachweisen lassen. Die Liste der zu einer solchen Beschreibung des Lebens herangezogenen Merkmale umfasst üblicherweise die folgenden Funktionen bzw. Fähigkeiten (vgl. hierzu stellvertretend [17]; [8], S. 51–70; [22], S. 2f.; [10], S. 4; [9], S. 4 sowie [18], S. 1ff.):

- Motilität (selbständiges/aktives Bewegungsvermögen)
- Stoffwechsel (Stoff- und Energieumwandlung, Metabolismus)
- Reproduktion (Fortpflanzung, Vermehrung, Vererbung)
- Regeneration, Wachstum und Entwicklung
- Irritabilität (Erregbarkeit bzw. Reizbarkeit, inkl. Informationsaufnahme, -Informationsverarbeitung)
- Kommunikation
- Anpassungsfähigkeit, Reaktion, Regulation
- Ordnung
- Aufbau aus Zellen
- Autopoiese
- ...

Wie durch die Pünktchen beim letzten Aufzählungszeichen angedeutet, ist diese Zusammenstellung nicht als abschließend zu betrachten; so könnte man diese Liste z.B. noch um das im-

plizit aus dem Hirntodkonzept ableitbare Merkmal „Nachweisbarkeit von Gehirnströmen“ ergänzen. Der Umfang der Liste und selbst die genauen Begrifflichkeiten, die von Autor zu Autor variieren, sind jedoch für die Zwecke dieses Artikels nicht weiter relevant.

Während eine solche Liste auf den ersten Blick ein konzises Bild davon zu zeichnen scheint, was Leben ist, so enthüllt ein genauer Blick ein schwerwichtiges Problem: Nicht alle durch Aufnahme in obige Liste als Kennzeichen des Lebens postulierten Merkmale lassen sich bei allen Wesen, die wir als lebendig erachten, nachweisen. So haben z.B. Kenneth und Janet M. Storey nachgewiesen, dass gewisse polare Fisch-, Frosch- oder Insektenarten Temperaturen von unter null Grad überleben können, ohne Zeichen von Stoffwechsel oder Respiration aufzuweisen (vgl. auch [27], S. 368f.):

„Hundreds of species of terrestrial insects survive long periods of freezing while they overwinter. At the extreme, insects of the high arctic, such as woolly bear caterpillars [...] may spend 10 months of the year frozen solid at temperatures that descend to -50°C [...] or even lower. [...] But of the greatest interest [...] are a group of amphibians and reptiles that survive freezing during their winter hibernation. [...] While frozen, all these animals show no movement, respiration, heart beat or blood circulation, and [...] barely detectable neurological activity“ ([26], S. 62f.).

Würden wir sagen, dass diese Lebewesen im tiefgefrorenen Zustand tot sind und nach dem Auftauen wieder lebendig werden? Wohl eher nicht; unsere Intuition sagt uns, dass sie die ganze Zeit über lebendig sind, auch wenn sich nicht alle Charakteristika des Lebendigen an ihnen nachweisen lassen. Wir können aus der Tatsache, dass sich Leben anhand von einer bestimmten Anzahl (x) von Fähigkeits- bzw. Funktionsmerkmalen empirisch umfassend und erschöpfend beschreiben lässt, nicht automatisch schließen, dass, wenn an einem Lebewesen z.B. nur $x - 1$ Merkmale nachzuweisen sind, dieses Lebewesen nicht lebendig ist.

Der Versuch, aus der umfassenden Liste der Merkmale des Lebens diejenigen Kennzeichen oder dasjenige Kennzeichen herauszuarbeiten, die bzw. das ausnahmslos alle Lebewesen aufweisen, mag zwar das durch die Entdeckungen von Kenneth und Janet M. Storey aufgeworfene Problem lösen, jedoch nur auf Kosten eines Verlusts an Reichhaltigkeit: „it loses the full-

ness of the content of life“ ([23], S. 38). Wir opfern die wertvollen Einsichten darüber, in wie vielen Facetten sich Leben äußern kann, einem Reduktionismus, der sich nicht mehr mit unseren alltäglichen Erfahrungen in Einklang bringen lässt. In dieser Beschränkung auf ein Merkmal des Lebendigen liegt auch das große Irritationspotential des Hirntodkriteriums; denn es ist in der Tat mehr als kontraintuitiv und grenzt für manche an Willkür, Personen nur aufgrund des Ausfalls ihrer Gehirnfunktionen für tot zu erklären, obwohl sie bekanntlich eine Vielzahl anderer Merkmale des Lebens zeigen, d.h. u.a. atmen, schwitzen, Gänsehaut bekommen, weinen und ein Kind zeugen bzw. empfangen können, sich warm anfühlen, einen intakten Kreislauf besitzen, deren Haut heilt, wenn sie verletzt wird, und die für die Entnahme von Organen betäubt werden.

Wenn wir uns also auf die empirisch zugänglichen Merkmale des Lebens fokussieren, stehen wir vor der Wahl, das Phänomen „Leben“ entweder durch eine umfassende Liste an relativen, nicht von allen Lebewesen geteilten Funktionen bzw. Fähigkeiten oder durch eine bzw. wenige absolute, von allen Lebewesen geteilte, aber zwangsweise die Reichhaltigkeit des Phänomens „Leben“ reduzierende Funktionen bzw. Fähigkeiten zu beschreiben. Wie es aussieht, müssen wir uns also für eine von zwei mangelhaften Alternativen entscheiden. Doch bei genauerem Hinsehen fällt an beiden Alternativen ein Mangel auf, der uns vom Zwang zur Entscheidung entbindet und auf eine grundlegendere Ebene führt, die in der öffentlichen Diskussion leider viel zu selten Berücksichtigung findet. Denn der eigentliche Mangel beider Antworten auf die Frage „Was ist Leben?“ ist, dass die Antworten gar nicht die ihr gestellte, sondern eine ganz andere Frage (nämlich: „Anhand welcher Merkmale lässt sich beobachten, dass etwas lebendig ist?“) beantworten, da sie ja erstere gar nicht beantworten können. Diese Unfähigkeit liegt darin begründet, dass der naturwissenschaftliche Erklärungsansatz nicht aus dem Korsett der aus seiner Sicht zulässigen Methoden der Empirie schlüpfen kann und sich auf das Beobachtbare und somit auf ein im Grunde rein funktionalistisches Verständnis von Leben begrenzen muss. Sich mit der funktionalistischen Erklärung von Leben zu begnügen würde aber bedeuten, sich damit zufriedenzugeben, wenn die Frage „Was ist Wind?“ mit „Wind ist, wenn es im Wald rauscht oder die Blätter an den Bäumen wackeln.“ beantwortet würde – doch über das Eigentliche des Windes, darüber, was Wind ist, wäre hiermit noch nichts gesagt. Und wenn wir uns bei der Frage nach dem Wind mit einer solchen Antwort nicht zufriedengeben (da wir wissen, dass wir dabei oberflächliche Phänomene mit der Sache an sich, d.h. der Ursache der Phänomene, verwechseln würden), wieso sollten wir es bei der Frage nach dem Leben tun? Auf der Ebene des Beobachtbaren lassen sich zwar wichtige Erkenntnisse gewinnen; diese helfen uns jedoch nicht dabei, die gestellte Frage nach dem Eigentlichen des Lebens zu beantworten. Hierfür müssen wir noch einen Schritt weitergehen; und diesen Schritt zu tun hilft uns die Philosophie.

6. Was ist Leben? Die Antwort der (aristotelisch-thomistischen) Philosophie

Was verrät uns also ein Blick durch die Brille der Philosophie, welche auf Weisheit und damit den letzten Grund der Dinge ausgerichtet ist (vgl. [13]), über das, was wir Leben nennen? Aus Sicht der Philosophie (zumindest der aristotelisch-thomistischen) ist Leben der Grund dafür, dass die beobachtbaren Merkmale des Lebens überhaupt zustande kommen. Leben ist das, was die oben beschriebenen funktionalen Merkmale des

Lebendigen (Motilität, Stoffwechsel, etc.) erst ermöglicht – Leben ist die Ursache dafür, dass es überhaupt Merkmale des Lebendigen gibt.

Was hierunter genau zu verstehen ist, lässt sich anhand der aristotelisch-thomistischen Unterscheidung zwischen Materie (*materia*) und Form (*forma*) sowie derjenigen zwischen Akt (*actus*) und Potenz (*potentia*) erklären. Gemäß dieser ist jedes sinnlich wahrnehmbare Seiende und damit auch jedes konkrete Lebewesen als primäre Substanz ein „hylomorphic compound“ [11], d.h. ein aus Materie und Form bestehendes Kompositum (*substantia composita*). Materie ist hierbei das Material, der Stoff, aus dem die primäre Substanz besteht, und Form das strukturelle Prinzip bzw. der „Bauplan“, nach dem die Materie organisiert bzw. geformt wird. Jede *substantia composita* ist dabei nur dadurch seiend (d.h. ein „ens actu“ [36], lib. 2 l. 1 n. 5), dass in ihm Materie und Form miteinander verbunden sind. Es ist hierbei ein Charakteristikum von Materie, dass sie potentiell sein kann, was sie aktuell nicht ist (sie ist Potenz, d.h. Möglichkeit zu etwas oder Mögliches), wobei die in der Materie angelegte Möglichkeit durch die Form nur deswegen verwirklicht werden kann, da Form etwas bereits Wirkliches (Akt; *actus*) ist (vgl. [36], lib. 2 l. 1 n. 5 sowie [28], I^a q. 76 a. 1 co.).¹⁰

Wie Aristoteles anhand des Unterschieds zwischen dem Besitz und dem Gebrauch von Wissen erklärt, kann man von *actus* in zweierlei Hinsicht sprechen bzw. kann Form auf zwei Arten *actus* sein (vgl. [2], 412a11 sowie 402a25-26; [36], lib. 2 l. 1 n. 6; [36], lib. 2 l. 1 n. 17 sowie [14], S. 108): Wissen zu besitzen und dieses nicht zu gebrauchen entspricht hierbei der einen Art von Akt (*actus primus*; „ἐντελέχεια ἢ πρώτη“ (lies: *entelecheia hē prōtē*) ([2], 412a27¹¹)), der Gebrauch dieses Wissens durch z. B. einen Akt des Denkens oder Sprechens der anderen Art (*actus secundus*). *Actus primus* entspricht somit einer Fähigkeit, etwas zu tun oder sich in einer bestimmten Art und Weise zu verhalten;¹² er ist „ἔχειν καὶ μὴ ἐνεργεῖν“ (lies: *échein kai mē*

¹⁰ Der Akt bewegt die Potenz; d. h. das, was im Zustand der Möglichkeit existiert, kann nur von etwas, was bereits im Zustand der Wirklichkeit existiert, in den Zustand der Wirklichkeit überführt werden (vgl. [30], lib. 8 l. 8 n. 1, 2 und 7). In diesem Sinne ist das Wirkliche sowohl der Zeit als auch dem Begriff nach früher als das Mögliche (vgl. [29], lib. 2 cap. 78 n. 10; [36], lib. 2 l. 1 n. 18 sowie [31], lib. 9 l. 7 n. 1).

¹¹ Die nicht unumstrittene Frage, was genau unter der aristotelischen (und gemeinhin mit Akt übersetzten) Wortneuschöpfung „ἐντελέχεια“ (*entelecheia*) zu verstehen ist und inwieweit sie synonym zur ebenfalls aristotelischen (und gemeinhin ebenfalls mit Akt übersetzten) Wortneuschöpfung „ἐνέργεια“ (lies: *energeia*) ist, die von ihm üblicherweise als Gegensatz zu Potenz bzw. Vermögen („δύναμις“ (*dynamis*)) verwendet wird, kann und muss an dieser Stelle nicht behandelt werden. Ein Schlüssel zum Verständnis des Begriffs *entelecheia*, der nicht vollkommen synonym zu *energeia* zu sehen ist, liegt dabei in der Stelle, in der Aristoteles *entelecheia* wie folgt definiert: „τοῦ δυνάμει ὄντος λόγος ἢ ἐντελέχεια“ (lies: *tou dynámei óntos lógos hē entelécheia*) ([2], 415b15). *Entelecheia* wäre demnach als aktueller Besitz einer Fähigkeit zu sehen, der die Idee bzw. das Ziel ihres potentiellen Gebrauchs (den guten Gebrauch) bereits in sich trägt (*actus primus*) (vgl. hierzu [23], S. 48 f.), *energeia* (*actus secundus*) wäre die konkrete Ausübung der Fähigkeit.

¹² In diesem Sinne ist er auch „potentia secunda“, also etwas, das aktuell vorhanden ist, von dem aber potentiell Gebrauch gemacht werden kann.

energein) ([2], 412a25), d. h. haben aber nicht ausüben. *Actus secundus* hingegen entspricht der Tat oder dem Verhalten, das sich aus dem Gebrauch dieser Fähigkeit ergibt; er ist die „operatio et usus principii habitii“ ([36], lib. 2 l. 2 n. 7; vgl. auch lib. 2 l. 1 n. 19), d.h. die Betätigung und Nutzung eines (operativen) Prinzips, das bereits besessen wird. Die Aussage, dass eine primäre Substanz eine Form (z.B. eine rationale Form) als *actus primus* besitzt, darf also nicht dahingehend verstanden werden, dass diese primäre Substanz die *Fähigkeit zur Rationalität*, sondern dass sie *Rationalität als Fähigkeit* besitzt. Die Fähigkeit, von der im Zusammenhang mit *actus primus* die Rede ist, ist notwendigerweise immer schon aktuell und wirklich vorhanden – selbst wenn sie nicht genutzt wird oder wenn die Materie, mit der zusammen die Form als *actus primus* die *substantia composita* bildet, eine Nutzung nicht oder nicht mehr ermöglicht.

Die spezifische substantielle Form, die nun jeder lebenden *substantia composita* innewohnt, und dieser ihr Sein und Leben verleiht, bezeichnen Thomas von Aquin und Aristoteles als „Seele“ (*anima*; ψυχή (lies: *psyché*)): „Est enim de ratione animae, quod sit forma alicuius corporis“ ([28], I^a q. 75 a. 5 co.; vgl. auch [2], 415b). Die Form „Seele“ zeichnet sich dadurch aus, dass sie der Materie, die sie durchformt, nicht nur Sein verleiht, sondern diese darüberhinaus belebt. Unter Seele ist also die von der Materie als physikalisch-chemischem Aufbau eines körperlichen Lebewesens unterschiedene substantielle Form zu verstehen, die die Ursache dafür ist, dass das betreffende körperliche Lebewesen ist und lebendig ist (vgl. [36], lib. 2 l. 1 n. 15).¹³ Kurz gesagt: Die Seele ist die substantielle Form eines lebendigen Körpers bzw. einer lebendigen *substantia composita*.¹⁴

Als Form ist die Seele notwendigerweise auch Akt: „et hoc est anima, actus, secundum quem corpus vivit“ ([36], lib. 2 l. 1 n. 12). Sie ist jedoch nicht einfach *actus*, sondern wird genauer als *actus primus* spezifiziert (vgl. [36], lib. 2 l. 1 n. 23 sowie [2], 412a27; 412b7). Wenn die Seele *actus primus* ist, dann ist damit gesagt, dass die Seele nicht als *actus* „qui est operatio“ ([36], lib. 2 l. 1 n. 19) zu verstehen ist; vielmehr ist sie das der *operatio* zugrundeliegende „principium operationis“ ([36], lib. 2 l. 2 n. 6).¹⁵ Wenn *actus primus* dem Besitz und *actus secundus* dem

Gebrauch einer Fähigkeit entspricht, dann bedeutet das, dass mit dem Besitz einer Seele als *actus primus* gewisse für diese Seele charakteristische Fähigkeiten (Seelenvermögen („δύναμις [...] ψυχῆς“ (lies: *dýnamis* [...] *psychés*) [2] 413b1)¹⁶) besessen werden. Aristoteles nennt als Beispiele für solche Vermögen einer menschlichen Seele Vernunft, Wahrnehmung, Bewegung und Ernährung (vgl. [2], 413a20). Diese Aussage kann dahingehend verallgemeinert werden, dass durch den Besitz einer Seele ein Lebewesen alle für diese Seele charakteristischen Seelenvermögen, deren Betätigung wir dann als Merkmale des Lebendigen werten, aktuell als Vermögen (d.h. als *actus primus*) besitzt – unabhängig davon, ob das betreffende Lebewesen von diesen Gebrauch macht (*actus secundus*) oder nicht.¹⁷ Die empirisch beobachtbaren Merkmale des Lebens sind also letzten Endes nichts anderes als *actus secundus* bzw. *operationes*, denen die Form „Seele“ als *actus primus* bzw. *principium operationis* zugrundeliegt.¹⁸

Dass diese Lesart dem entspricht, was Thomas von Aquin und Aristoteles auszusagen im Sinn hatten, wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass beide die Seele nicht als Form bzw. *actus primus* eines *lebendigen* Körpers, sondern eines Körpers „*habentis in potentia vitam*“ ([36], lib. 2 l. 1 n. 11; vgl. [2], 412a20: „δυνάμει ζωῆν ἔχοντος“ (lies: *dýnamēi zōēn échontos*)) bezeichnen. Thomas von Aquin und Aristoteles weisen darauf hin, dass sie mit diesem Ausdruck nicht einen Körper bezeichnen, der keine Seele besitzt; vielmehr verstehen sie darunter einen Körper, der eine Seele genannte Form als *actus primus* besitzt, die damit verbundenen Seelenvermögen jedoch nicht nutzt (vgl. [36], lib. 2 l. 2 n. 6f. sowie [2], 412b20). Ein beseelter Körper hat also nicht das Vermögen zu leben, sondern besitzt Leben als Vermögen, weil er beseelt ist; damit dies der Fall sein kann, muss Leben aber bereits aktuell vorhanden bzw. besessen sein.¹⁹ Leben ist also der Besitz von Seele – und damit aller der für die jeweilige Seele charakteristischen Seelenvermögen, deren Gebrauch bzw. Ausübung wir als Lebenszeichen bezeichnen.

operationum“. Unter „Prinzip“ versteht Thomas von Aquin das, wovon etwas seinen Ausgang nimmt (vgl. [28], I^a q. 33 a. 1 co.) sowie ([31], lib. 5 l. 1 n. 13).

¹⁶ Thomas von Aquin bezeichnet sie als „operationes animae“ ([36], lib. 2 l. 3 n. 11) und die Seele entsprechend als „principium operum vitae“ ([36], lib. 2 l. 3 n. 9).

¹⁷ Vgl. ([28], I^a q. 76 a. 1 co.): „Manifestum est autem quod primum quo corpus vivit, est anima. Et cum vita manifestetur secundum diversas operationes in diversis gradibus viventium, id quo primo operamur unumquodque horum operum vitae, est anima, anima enim est primum quo nutrimur, et sentimus, et movemur secundum locum; et similiter quo primo intelligimus.“ Wenn dem so ist, ist darin auch die Erklärung dafür zu sehen, warum Aristoteles die Seele nicht *energeia*, sondern *entelecheia* nennt, da – wie er im neunten Buch seiner *Metaphysik* darlegt (1050a 22) – mit *energeia* Aktivsein bzw. Aktivität bezeichnet werden.

¹⁸ Wichtig ist in diesem Zusammenhang zu betonen, dass die menschliche Seele nicht nur die Form-, Wirk- und Finalursache (vgl. [2], 415b10 sowie [36], lib. 2 l. 7 n. 10 ff.) ausgewählter Fähigkeiten des Menschen ist, sondern aller menschlichen Fähigkeiten. Für eine Darlegung der durch die menschliche Seele gegebenen Seelenvermögen vgl. ([12], S. 109 ff.).

¹⁹ Vgl. ([36], lib. 2 l. 2 n. 5): „anima est forma substantialis viventis corporis, et ea remota non remanet corpus vivum nisi aequivoce.“

¹³ Vgl.: „anima est principium et causa viventis corporis“ ([36], lib. 2 l. 7 n. 10) sowie ([2], 415b8): „ἡ ψυχή τοῦ ζῶντος σώματος αἰτία καὶ ἀρχή“ (lies: *hē psyché tou zōntos sōmatos aítia kai arché*). Als substantielle Form (vgl. [36], lib. 2 l. 1 n. 13) und damit auch *essentia* ist die Seele im Körper aber nicht wie ein Handwerker mit seinem Werkzeug (oder wie Platon es sieht ([21], 115c 2-115e 4) wie der Schiffer mit seinem Schiff) verbunden, d. h. ist nicht nur Wirkursache, sondern „sie ist in ihm so, wie sich mit dem Bröckchen verflüssigten Silbers die ihm eingeprägte Form [Wappen, Bildnis, Adler] zu der einen, so gestalteten Münze verbindet“ ([19], S. 57. Vgl. auch ([32], cap. 1): „anima unitur corpori non sicut nauta navi, sed sicut forma.“

¹⁴ Vgl. ([28], I^a q. 75 a. 1 co.): „animata enim viventia dicimus, res vero inanimatas vita carentes.“ sowie ([21], 105d): „ψυχή ἄρα ὅτι ἂν αὐτὴ κατὰσχῆ, αἰεὶ ἦκει ἐπ’ ἐκεῖνο φέρουσα ζωῆν; ἦκει μέντοι, ἔφη.“ (Lies: *psyché ara hōti av auté katáschē, aei hēkei ep’ ekeino phérousa zōēn? Hēkei méntoi, ephé*.) (Siehe hierzu auch [28], I^a q. 76 a. 1 co.; [36], lib. 2 l. 3 n. 15; [36], lib. 2 l. 7 n. 11).

¹⁵ Vgl. auch ([36], lib. 2 l. 1 n. 20): „Anima enim, cum sit forma perfectissima inter formas rerum corporalium, est principium diversarum

Es mag sein, dass die Seele als *principium operationis* auf *operatio* hin angelegt ist, Leben sich also in Tätigsein und Aktivität äußert und auf diese hin angelegt ist; jedoch darf es nicht auf diese reduziert werden. Das ist die Einsicht, die wir von Thomas von Aquin und Aristoteles gewinnen können. Auch wenn wir uns einem Verständnis des Phänomens Leben nur über das Sinnenfällige annähern können, so sind Lebenszeichen eben nur Zeichen (Ausdrucksformen) des Lebens, aber nicht das Leben selbst (vgl. [28], I^a q. 18 a. 2 co.). Leben ist Haben einer bestimmten Form und damit Sein,²⁰ nicht Funktion (vgl. auch [25], S. 168).

7. Von der Lebensdefinition zum Todeskriterium

Der Blick durch die Brille der (aristotelisch-thomistischen) Philosophie hat gezeigt, dass Leben als Besitz der substantiellen Form „Seele“ als *actus primus* und damit als Besitz von Seelenvermögen zu sehen ist, deren Ausübung wir als Lebenszeichen wahrnehmen. Diese Einsicht erlaubt es uns, folgende Definition von Leben zu geben:

- **Lebensdefinition:** Leben ist Besitz der substantiellen Form „Seele“ als *actus primus*. Eine Person P lebt, wenn P's Körper die substantielle Form „Seele“ als *actus primus* besitzt.

Auf Basis dieser Lebensdefinition und der bereits oben gegebenen Todesdefinition kann nun als nächster Schritt das Todeskriterium abgeleitet werden:

- **Todesdefinition:** Der Tod ist der abgeschlossene und irreversible Verlust des Lebens. Eine Person P ist tot, wenn sie nicht mehr lebt.
- **Todeskriterium:** Eine Person P ist tot (= lebt nicht mehr), wenn P's Körper keine Seele mehr besitzt, d.h. wenn sich P's Seele irreversibel von P's bis dahin durch P's Seele beseelten Leib getrennt hat.²¹

Es sei am Rande angemerkt, dass dieses „Seelenkriterium“ des Todes übrigens die von Dieter Birnbacher definierten, aus seiner Sicht universal akzeptierbaren formalen Anforderungen

an eine Todesdefinition (vgl. [7], S. 25ff.) erfüllt und somit auch für diejenigen annehmbar sein sollte, die die dahinterliegende philosophische Position nicht teilen.²²

8. Vom Todeskriterium zur Todesfeststellung

Als letzten Schritt gilt es nun noch, Kriterien zu bestimmen, anhand derer festgestellt werden kann, dass eine Person tot ist, d.h. dass sich ihre Seele von ihrem Leib getrennt hat bzw. wie Thomas von Aquin es ausdrückt: sich aus ihrem Leib zurückgezogen hat bzw. aus diesem gewichen ist (vgl. [36], lib. 2 l. 1 n. 16). Wie lässt sich der Tod also feststellen?

Hierzu ist es hilfreich, sich vor Augen zu führen, dass mit dem Besitz von Seele der Besitz der für diese Seele charakteristischen Seelenvermögen einhergeht, deren Ausübung in beobachtbaren Lebenszeichen resultiert. Dies bedeutet, dass man aus der Tatsache, dass sich an einem Körper gewisse Lebenszeichen beobachten lassen, sicher schließen kann, dass der betreffende Körper ein *principium operationis*, d.h. eine Seele und damit Leben besitzt, das diese Lebenszeichen ermöglicht. Daraus, dass an einem Körper keine Lebenszeichen beobachtet werden, kann jedoch nicht ohne Weiteres geschlossen werden, dass dieser Körper keine Seele (mehr) besitzt. Von einer Person, die spricht, wissen wir sicher, dass sie Sprachfähigkeit besitzt; von einer Person, die nicht spricht, können wir nicht sicher sagen, ob sie gerade schweigt, aber sprachfähig ist, oder ob sie stumm ist und damit keine Sprachfähigkeit besitzt. Um auf die Abwesenheit von Seele und damit Leben schließen zu können, bedarf es somit der grundsätzlichen Unmöglichkeit von Lebensäußerungen, die dann gegeben ist, wenn sich die körperlich-materielle Infrastruktur in einem Zustand befindet, der mit Lebensäußerungen inkompatibel ist bzw. diese unmöglich macht. Der Tod lässt sich also nicht sicher feststellen, wenn die durch den Besitz der Seele gegebenen Seelenvermögen an einem Körper nicht beobachtet werden, sondern nur dann, wenn sie nicht mehr beobachtet werden können, d.h. wenn es unmöglich ist, dass dieser Körper noch Lebensäußerungen zeigen kann.

Da die Seele als *actus primus* nicht nur ausgewählten, sondern allen beobachtbaren Merkmalen des Lebens zugrundeliegt, bedeutet dies, dass es nicht ausreicht, dass die Äußerung eines oder nur ausgewählter Lebensmerkmale unmöglich ist; vielmehr muss jegliche Lebensäußerung unmöglich sein. Der Tod einer Person P kann also erst dann sicher festgestellt werden,

²⁰ Vgl. ([2], 415b15): „τὸ δὲ ζῆν τοῖς ζῶσι τὸ εἶναι ἐστίν“ (lies: *to de zēn tois zōsi to einai estin*).

²¹ Vgl. hierzu auch ([33], lib. 1 l. 15 n. 5.): „per mortem, per quam separatur anima a corpore“; ([21], 64c): „τῆς ψυχῆς ἀπὸ τοῦ σώματος ἀπαλλαγῆν“ (lies: *tēs psychēs apo tou sōmatos apallagēn*); ([34], lib. 1 cap. 230): „est de ratione mortis, quod animam a corpore separari“. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu betonen, dass „weder der Leib des Menschen noch seine Seele stirbt, sondern der Mensch selber“ ([19], S. 52) – es stirbt nicht der Leib oder die Seele, sondern der Mensch als „das aus Leib und Seele gebildete Ganze“ ([19], S. 55). Der Mensch ist nicht nur seine Seele (wie Platon meint (vgl. [20], 129e)), sondern Seele in Leib („homo non est anima tantum, sed est aliquid compositum ex anima et corpore“ ([28], I^a q. 75 a. 4 co.; vgl. auch [19], S. 56 und 62; ([35], a. 2 ad 5 sowie ([5], XIX, 3)). Laut Thomas von Aquin nimmt in dem Moment, in dem die Seele den Körper verlassen hat, eine andere substantielle Form den Platz der Seele ein (vgl. [36], lib. 2 l. 1 n. 16). Die Materie, die vorher eine bestimmte, seiende und lebende Person war, ist zu etwas anderem geworden, einem Leichnam.

²² Einzig die Erfüllung von Birnbachers viertem Kriterium, das er allerdings selbst als „umstritten“ ([7], S. 27) bezeichnet, kann diskutiert werden. Nach diesem Kriterium darf laut Birnbacher der Tod stets nur auf das Leben folgen, jedoch nicht das Leben auf den Tod. Wenn Tod und Leben sich als kontradiktorischer Widerspruch gegenüberstehen (wie es sein drittes Kriterium fordert und wie oben herausgearbeitet wurde), dann sind wir, bevor wir ins Leben treten, streng genommen tot; zwischen dem Zustand des Nicht-Seins bzw. Nicht-Lebens und dem des Nicht-mehr-Seins bzw. Nicht-mehr-Lebens besteht aus logischer Sicht kein Unterschied. Somit folgt Leben notwendigerweise immer auf den Tod. Wenn dem so ist, dann ist es unmöglich, dass irgendeine Todesdefinition dieses vierte Kriterium erfüllen kann – was das Kriterium ad absurdum führt.

wenn ihr Körper keinerlei wie auch immer geartete Merkmale des Lebendigen zeigen kann. Um den Tod feststellen zu können und zu vermeiden, eine Person vorschnell für tot zu erklären, bedarf es also Kriterien, anhand derer sich sicher bestimmen lässt, dass ein Körper keine Merkmale des Lebens zeigen kann. Die Medizin hat hierzu die sog. sicheren Zeichen des Todes entwickelt. Wenn sich diese an einem Körper nachweisen lassen, kann mit Gewissheit davon ausgegangen werden, dass der betreffende Körper keine wie auch immer gearteten Merkmale des Lebendigen zeigen kann. Diese Überlegungen erlauben es nun, die Prämisse P2 wie folgt zu komplettieren:

- **Prämisse 2 (= Todesfeststellung):** Der Tod (= Verlust des Lebens) einer Person P gilt als nachweislich sicher festgestellt, wenn sich an P keinerlei beobachtbare Merkmale des Lebendigen nachweisen lassen und P in kumulierter Form die unsicheren Todeszeichen²³ und zudem die frühen sicheren Zeichen des Todes (Leichenflecken (*livores mortis*) und Leichenstarre (*rigor mortis*))²⁴ aufweist.²⁵

Wenn diese Bedingungen nicht erfüllt sind, muss davon ausgegangen werden, dass die betreffende Person noch lebt, auch wenn sie gerade stirbt. Wenn wir die so komplettierte Prämisse P2 in das oben dargelegte Argument einsetzen, sind wir in der Lage, die Frage zu beantworten, ob der Entnahme von vitalem organischen Material eines hirntoten Spenders zum Zwecke der Transplantation als moralisch zulässig zugestimmt werden kann oder nicht.

9. Konklusion und Schlussgedanken

Wie die bisherigen Ausführungen deutlich machen, stellt der irreversible Ausfall der Gehirnfunktionen für sich genommen

kein hinreichendes Kriterium dar, anhand dessen der Tod einer Person sicher festgestellt werden kann. Hierfür bedarf es der Feststellung, dass jegliche Lebensäußerung unmöglich geworden ist; und dies ist beim Hirntod, bei dem sich eben nur *ein* Merkmal des Lebens nicht mehr nachweisen lässt, eindeutig nicht der Fall. Wir können also folgende Konklusionen ziehen:

• Konklusionen (C)

- (C1): Eine Person P, deren Gehirnfunktionen irreversibel ausgefallen sind, ist nicht tot.
- (C2): Die Entnahme vitalen organischen Materials von einer Person P, deren Gehirnfunktionen irreversibel ausgefallen sind, zum Zwecke der Transplantation ist somit moralisch nicht zulässig.

Die Explantation vitaler Organe aus einer Person, deren Gehirnfunktionen irreversibel ausgefallen sind, geschieht somit immer prä mortal und tötet darüberhinaus den Spender bzw. beschleunigt dessen Sterbeprozess. Entsprechend ist eine solche Handlung moralisch unzulässig. Wenn man das bisher Gesagte der Aussage von Papst Johannes Paul II. gegenüberstellt, nach der das Hirntodkriterium das moralisch vertretbare Kriterium zur Feststellung des Todes darstellt, so kann leider nur konstatiert werden, dass die Aussage unseres vorletzten Papstes falsch und irreführend war – und entsprechend öffentlich zurückgenommen und korrigiert werden sollte.²⁶ Wenn man – wie es je-

²³ Die unsicheren Todeszeichen (wie z. B. Leichenblässe (*palor mortis*), Leichenkälte (*algor mortis*), Atemstillstand, fehlender Puls bzw. Herz-Kreislauf-Stillstand, fehlende Reflexe, Bewusstlosigkeit, Augenhornhauttrübung, Muskulatonie) sind unsicher, da sie zwar sicher post mortem auftreten, aber auch bei lebenden Personen (z. B. bei Vergiftungen) angetroffen werden können.

²⁴ Von diesen frühen sicheren Todeszeichen, zu denen auch Verletzungen gezählt werden können, die mit dem Leben unvereinbar sind (z. B. Trennung des Kopfes vom Rumpf), werden die späten sicheren Todeszeichen (wie z. B. Fäulnis und Verwesung, Mumifizierung, Besiedelung mit Kleintieren, Skelettierung, Leichenwachsbildung) unterschieden.

²⁵ An dieser Stelle soll mit einer leider weit verbreiteten Mär aufgeräumt werden, nämlich der, dass sich an (sogar begrabenen) Leichnamen noch Wachstumsprozesse beobachten lassen. Dies ist allerdings nicht der Fall bzw. trügt hier der Schein; die vermeintlichen Wachstumsprozesse von Haaren und Nägeln kommen nicht durch durch Wachstumsprozesse zustande (die ja noch auf vorhandenes Leben schließen lassen würden), sondern sind das Ergebnis von Zersetzungsprozessen des Leichnams. Das Umgebungsgewebe schrumpft und lässt damit Haare und Nägel länger erscheinen: „Als bald vertrocknen auch Fingerbeeren und Akren, die Konsistenz wird derber, die Farbe rötlich-bräunlich. Diese Vertrocknungen mit ‚Verkürzung‘ der Fingerbeeren bzw. Zehenspitzen lassen die Nägel ‚wachsen‘, d. h. sie wirken aufgrund der Gewebeverkürzung länger als vorher. Dies gilt auch für das ‚Wachstum‘ von Barthaaren (der Flüssigkeitsverlust der Gesichtshaut kann zum Hervortreten von Barthaaren führen)“ ([16], S. 119). Vgl. hierzu auch [38].

²⁶ Auf den ersten Blick ist es unverständlich, wie Papst Johannes Paul II. eine solche Aussage tätigen konnte. Denn vor dem Hintergrund der Tatsache, dass für ihn der Tod „aus der Trennung des geistigen Lebensprinzips (oder Seele) von der leiblichen Wirklichkeit der Person“ [45] resultiert, ist es logisch nicht nachvollziehbar, dass und wieso für ihn der Hirntod ein Kriterium zur Todesfeststellung darstellen kann. Dies zu befürworten würde der grob reduktionistischen Behauptung gleichkommen, dass die Trennung von Leib und Seele dann vollzogen ist, wenn sich keine Gehirnaktivität mehr nachweisen lässt. Der Hirntod als alleiniges und absolutes Kriterium zur Todesfeststellung und die Vorstellung von Leben als Besitz von Seele sind Positionen, die sich logisch nicht miteinander vereinbaren lassen. Licht ins Dunkel bringt der folgende Erfahrungsbericht von Wolfgang Waldstein ([47], S. 85ff; ich danke H.H. Prof. Dr. Manfred Hauke für den Hinweis auf dieses Buch), aus dem hervorgeht, dass Papst Johannes Paul II. die Korrekturbedürftigkeit seiner Aussage erkannt und den guten Willen besessen hat, seine problematische Aussage aus dem Jahr 2000 auch öffentlich zu korrigieren – ein Vorhaben, von dessen Umsetzung ihn wohl letzten Endes sein Tod im Frühjahr des Jahres 2005 abgehalten hat:

„In der weiteren Entwicklung wurde ich Mitglied der von Papst Johannes Paul II. neu gegründeten ‚Päpstlichen Akademie für das Leben‘. Dort habe ich feststellen müssen, dass der Präsident und der damalige Vizepräsident beide vollkommen für das Hirntodkriterium eingestellt waren. Als im Jahr 2000 die ‚Päpstliche Akademie für das Leben‘ gebeten wurde, die Ansprache des Papstes vor dem ‚Internationalen Kongress für Organverpflanzung‘ im Jahre 2000 vorzubereiten, wurde ein Text ausgearbeitet, der mit sehr schlaun und vorsichtigen, aber im Effekt doch klaren Formulierungen erreichen sollte, dass der Papst bei dieser Ansprache das Hirntodkriterium als vonseiten der Kirche gerechtfertigt und anerkannt erklären sollte. Zunächst wurde dieser Text der Glaubenskongregation vorgelegt. Zu diesem Zeitpunkt war Kardinal Ratzinger, der damalige Präfekt dieser Kongregation, nicht in Rom, sondern in Südamerika. Die Glaubenskongregation hat den Text überprüft und noch Präzisionen ein-

der Katholik tun sollte – davon ausgeht, dass eine Person P lebt, wenn und weil P's Leib die substantielle Form „Seele“ als actus primus besitzt, und P tot ist, wenn und weil sich P's Seele von

ihrem Leib getrennt hat, dann ist das Hirntodkriterium – unabhängig von der Aussage von Papst Johannes Paul II. – in keiner Weise geeignet, um den Tod dieser Person festzustellen.

Prof. Dr. phil. Christian Erk
Assistenzprofessor für Management und
Ethik
Universität St. Gallen
IMP-HSG
Dufourstrasse 40a
CH-9000 St. Gallen, Schweiz
E-Mail: christian.erk@unisg.ch

gefügt; aber letzten Endes wurde er dem Papst zugeleitet und die Ansprache wurde gehalten. Sie wurde dann sofort als kirchliche Anerkennung des Hirntodkriteriums interpretiert. Hochrangige amerikanische Wissenschaftler haben jedoch, als diese Erklärung bekannt wurde, an den Papst geschrieben und ihm ihre schweren Bedenken zu dieser Ansprache vorgetragen. Diese Briefe sind auch der ‚Päpstlichen Akademie für das Leben‘ zur Kenntnis gebracht worden. Es herrschte bei den Vertretern des Hirntodkriteriums im Consiglio direttivo der ‚Päpstlichen Akademie für das Leben‘, dem ich damals angehörte, Empörung über diese Briefe der amerikanischen Wissenschaftler. Es wurde erklärt: ‚Sie verweigern dem Papst den Gehorsam.‘ Nun, Gehorsam wurde hier für etwas verlangt, dem man bei besserem Wissen gar nicht gehorchen durfte. Dass der Papst durch den Text, der von der ‚Päpstlichen Akademie für das Leben‘ stammte, tatsächlich irreführend wurde, hat er dann selbst erkannt. Daher hatte er den Wunsch, dass diese Erklärung aus dem Jahre 2000 durch einen neuen Kongress überprüft und korrigiert werden sollte. Dieser Kongress ‚Signs of Life‘ fand im Februar 2005 statt und ist zu dem ganz klaren Ergebnis gekommen, dass der Hirntod nicht den Tod des Menschen bedeutet. Der Tod des Menschen wird dann, wenn man das Hirntodkriterium anwendet, erst durch die Organentnahme herbeigeführt. [...] Der Kongress 2005 fand in der ‚Päpstlichen Akademie der Wissenschaften‘ statt. Der damalige Kanzler der Akade-

mie, Bischof Marcelo Sanchez Sorondo, war über das Ergebnis dieses Kongresses dermaßen schockiert, dass er die Publikation der Akten verbot. Das, was Papst Johannes Paul II. gewünscht hatte, die Klarstellung, dass der Hirntod nicht den Tod des Menschen bedeutet, durfte nicht publiziert werden. Dies ordnete der Kanzler der ‚Päpstlichen Akademie der Wissenschaften‘ an. Das war eigentlich eine Ungeheuerlichkeit, denn damit wurde verhindert, dass die vom Papst gewünschte Korrektur der Ansprache von 2000 bekannt gemacht werden konnte. Das Ergebnis dieses Kongresses war eindeutig. Bekannt gemacht werden konnte diese Korrektur dann leider nur durch Publikationen, unabhängig von der ‚Päpstlichen Akademie der Wissenschaften‘. [...] Nur war damit das Bekanntwerden des Ergebnisses des Kongresses von 2005 sehr eingeschränkt. Die ‚Päpstliche Akademie der Wissenschaften‘ unterdrückte auf diese Weise die von Papst Johannes Paul II. gewünschte Korrektur seiner Ansprache von 2000. Dem schloss sich wohl auch die ‚Päpstliche Akademie für das Leben‘ an.“

Interessenkonflikt

Der Autor gibt an, dass keine Interessenkonflikte bestehen.

Literaturverzeichnis

- ALBERTUS MAGNUS (1890) De Morte et Vita. In: Borgnet A (Hrsg) Alberti Magni Opera Omnia, Volumen Nonum: Parvorum Naturalium Pars Prima. Ludovicus Vives, Paris, S. 345-372. <http://www.archive.org/details/operaomniaexedit09albe>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- ARISTOTLE (1907) De Anima. With translation, introduction and notes by R. D. Hicks. Cambridge University Press, Cambridge. <http://archive.org/details/aristotledeanima005947mbp>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- AURELIUS AUGUSTINUS. Sermones de Scripturis de Novo Testamento (Sermo 51-183). http://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost05/Augustinus/aug_s000.html. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- AURELIUS AUGUSTINUS. Enarrationes in Psalmos. http://www.augustinus.it/latino/esposizioni_salmi/index2.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- AURELIUS AUGUSTINUS. De Civitate Dei. <http://www.thelatinlibrary.com/august.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- BIRNBACHER D (2007) Der Hirntod – eine pragmatische Verteidigung. *Jahrb Recht Ethik* 15:459-477
- BIRNBACHER D (2012) Das Hirntodkriterium in der Krise – Welche Todesdefinition ist angemessen? In: Esser AM, Kersting D, Schäfer CGW (Hrsg) Welchen Tod stirbt der Mensch? Philosophische Kontroversen zur Definition und Bedeutung des Todes. Campus, Frankfurt a. M., S 19-40
- BRENNER A (2009) *Leben*. Reclam, Stuttgart
- BUSELMAIER W (2012) *Biologie für Mediziner*. 12., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Springer, Berlin Heidelberg
- CAMPBELL NA, Reece JB (2011) *Biologie*. 8., aktualisierte Auflage. Pearson, München
- COHEN MS (2008) Aristotle's metaphysics. The Stanford encyclopedia of philosophy. <http://plato.stanford.edu/entries/aristotle-metaphysics>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- ERK Ch (2011) Health, rights and dignity. Philosophical reflections on an alleged human right. *ontos Verlag, Frankfurt Paris Lancaster New Brunswick*
- ERK Ch (2012) Verantwortung und Ethik. *ZMed Ethik* 58:23-36
- ERK Ch (2012) Potential persons or persons with potential? A Thomistic perspective. *Bioethica Forum* 5:105-111
- GEISLER LS (2010) Die Lebenden und die Toten. Die Transplantationsmedizin beginnt sich von der „Tote-Spender-Regel“ zu verabschieden. *Universitas* 65:4-13
- HENSSGE C, Madea B (2004) Leichenerscheinungen und Todeszeitbestimmung. In: Brinkmann B, Madea B (Hrsg) *Handbuch Gerichtliche Medizin*, Band I. Springer, Berlin Heidelberg, S 79-225
- JESSOP NM (1988) *Theory and problems of zoology*. McGraw-Hill, New York
- MENCHE N (Hrsg) (2012) *Biologie – Anatomie – Physiologie*. 7. Auflage. Urban & Fischer, München
- PIEPER J (1968) *Tod und Unsterblichkeit*. Kösel-Verlag, München
- PLATON. Alkibiades. <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/collection?collection=Perseus:collection:Greco-Roman>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
- PLATON. Phaidon. <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/collection?collection=Perseus:collection:Greco-Roman>. Zugegriffen: 06. Januar 2014

22. PURVES B, SADAVA D, ORIANI GH, HELLER HC (2006) *Biologie*. Herausgegeben von Jürgen Mark. 7. Auflage. Elsevier, München
23. SEIFERT J (1997) What is life? The originality, irreducibility and value of life. Rodopi, Amsterdam Atlanta
24. SINGER P (1995) Rethinking life & death: the collapse of our traditional ethics. Oxford University Press, Oxford
25. SPAEMANN R (1996) Personen. Versuche über den Unterschied von „etwas“ und „jemand“. Klett-Cotta, Stuttgart
26. STOREY KB, Storey JM (1990) Frozen and alive. *Sci Am* 12:62-67
27. STOREY KB, Storey JM (1996) Natural freezing survival in animals. *Ann Rev Ecol Syst* 27:365-386
28. THOMAS VON AQUIN. *Summa Theologiae*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
29. THOMAS VON AQUIN. *Summa contra Gentiles*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
30. THOMAS VON AQUIN, *Commentaria in octo libros Physicorum*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
31. THOMAS VON AQUIN. *Sententia libri Metaphysicae*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
32. THOMAS VON AQUIN. *De unitate intellectus contra Averroistas*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
33. THOMAS VON AQUIN. *In librum Aristotelis De generatione et corruptione expositio*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
34. THOMAS VON AQUIN. *Compendium theologiae ad fratrem Raynaldum*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
35. THOMAS VON AQUIN. *Quaestio disputata de spiritualibus creaturis*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
36. THOMAS VON AQUIN. *Sententia libri De anima*. <http://www.corpusthomicum.org/iopera.html>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
37. TRUOG RD, MILLER FG (2008) The dead donor rule and organ transplantation. *New Engl J Med* 359:674-675
38. VREEMAN RC, CARROLL AE (2007) Medical myths. *Br Med J* 335:1288-1289. <http://www.bmj.com/content/335/7633/1288>. Zugegriffen: 19. Nov. 2012
39. ERK C (2014). Das Eigentliche des Todes. Ein Beitrag zur Be-Lebung der Debatte über Hirntod und Transplantation. *Ethik in der Medizin* 26:<http://link.springer.com/article/10.1007/s00481-013-0245-9>. Zugegriffen: 06. Januar 2014
40. THE GOLDEN LEGEND (AUREA LEGENDA). Compiled by Jacobus de Voragine, 1275. Englished by William Caxton, 1483. <http://www.fordham.edu/halsall/basis/goldenlegend>. Zugegriffen: 06. Jan. 2014
41. CATECHISMUS CATHOLICAE ECCLESIAE. http://www.vatican.va/archive/ccc/index_ge.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
42. KOMPENDIUM DES KATECHISMUS DER KATHOLISCHEN KIRCHE. http://www.vatican.va/archive/ccc/index_ge.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
43. THE PONTIFICAL COUNCIL FOR PASTORAL ASSISTANCE TO HEALTH CARE WORKER. The Charter for Health Care Workers. Vatican City, 1995. http://www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/hlthwork/index_ge.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
44. ADDRESS OF HIS HOLINESS JOHN PAUL II. to Participants of the first International Congress of the Society for Organ Sharing, 20.06. 1991. http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/speeches/1991/june/index_ge.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
45. Ansprache von JOHANNES PAUL II. an den Internationalen Kongress für Organverpflanzung, 29.08.2000. http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/speeches/2000/jul-sep/index_aug_it.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
46. Ansprache von BENEDIKT XVI. an die Teilnehmer am Internationalen Kongress der Päpstlichen Akademie für das Leben zum Thema: 'Ein Geschenk für das Leben. Überlegungen zum Problem der Organspende', 07.11.2008. http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/speeches/2008/november/index_ge.htm. Zugegriffen: 06. Januar 2014
47. BREUL, REGINA im Gespräch mit Wolfgang Waldstein. *Hirntod – Organspende. Und die Kirche schweigt dazu*. Illertissen: Media Maria Verlag, 2013.

ENGELBERT RECKTENWALD

Die konziliare Aufwertung des Wunders

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Wunder Jesu in ihrer Bedeutung aufgewertet. In der traditionellen Theologie wurden sie vor allem als äußere Glaubwürdigkeitsmotive angesehen, also als Zeugnisse, durch die Gott die Offenbarung durch Jesus Christus beglaubigt. Sie waren gewissermaßen äußere Stützen auf dem Weg zum Glauben, indem sie das sogenannte Glaubwürdigkeitsurteil ermöglichten, also das Urteil darüber, dass die Verkündigung Jesu glaubwürdig sei, so dass wir uns aufgrund dieses Urteils und mit Hilfe der inneren Gnade zum Glauben im eigentlichen Sinne aufschwingen können.

Diese Rolle der Wunder als Glaubwürdigkeitsmotive ist vom Zweiten Vatikanischen Konzil nicht in Frage gestellt worden. Aber es hat den Blick auf eine noch wichtigere Rolle erweitert: Sie sind integraler Teil der göttlichen Offenbarungstat selber. Denn Gott offenbart sich nicht nur durch sein Wort, sondern auch durch seine Großtaten. In diesem Sinne nennt sie das Johannesevangelium „Zeichen“, denn Zeichen sind ja dazu da, etwas zu offenbaren, indem sie darauf hinweisen oder es in gewisser Weise sichtbar machen. So hat es eine tiefe Bedeutung, dass Johannes den ersten Wunderbericht mit dem Satz beschließt:

„So machte Jesus zu Kana in Galiläa den Anfang mit seinen Wundern und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn“ (Joh 2, 11).

Das Zweite Vatikanum ist diesem Offenbarungscharakter der Wunder gerecht geworden, indem es in der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung *Dei Verbum* ausführte: „Er [Jesus Christus, das fleischgewordene Wort] ist es, der durch sein ganzes Dasein und seine ganze Erscheinung, durch Worte und Werke, durch Zeichen und Wunder, vor allem aber durch seinen Tod und seine herrliche Auferstehung von den Toten, schließlich durch die Sendung des Geistes der Wahrheit die Offenbarung erfüllt und abschließt und durch göttliches Zeugnis bekräftigt (*revelationem complendo perficit ac testimonio divino confirmat*), dass Gott mit uns ist, um uns aus der Finsternis von Sünde und Tod zu befreien und zu ewigem Leben zu erwecken“¹. Hier werden also die Offenbarung und ihre Bezeugung nicht auseinandergerissen, sondern in Einheit gesehen. Durch seine Worte und Taten offenbart und beglaubigt sich Jesus in einem.

Zuvor wird dies noch allgemeiner vom Offenbarungsvorgang ausgesagt: „Das Offenbarungsgeschehen [*revelationis oeconomia*] ereignet sich in Tat und Wort, die innerlich miteinander verknüpft sind: die Werke nämlich, die Gott im Verlauf der Heilsgeschichte wirkt, offenbaren und bekräftigen die Lehre und die durch die Worte bezeichneten Wirklichkeiten“².

Selbstverständlich wurde dieser theologische Fortschritt von den Theologen bemerkt. Joseph Ratzinger, der selber in der mit diesem Text befassten Subkommission der Theologischen Kommission mitarbeitete, schreibt in seinem Kommentar vom „Totalitätscharakter der Offenbarung (...), in der Wort und Ereignis ein Ganzes sind“³. Dadurch sei der neuscholastische Intellektualismus überwunden worden, „für den Offenbarung hauptsächlich die Vorlage geheimnisvoller, übernatürlicher Lehren bedeutete“³. Christus sei selbst Zeichen und Inhalt der Offenbarung. „So konnte von diesem Text her auch das fundamentaltheologische Problem in ein neues Stadium treten: Alle die Einzelwunder werden hier eingefügt in das eine und entscheidende Gotteswunder, das Jesus Christus selbst ist, das wahre Zeugnis Gottes. Das Zeugnis ist von dem Bezeugten, die Beglaubigung von dem beglaubigten Inhalt nicht abzutrennen“⁴.

Auch Karl Rahner und Herbert Vorgrimler sprechen in ihrem Kleinen Konzilskompendium an entsprechender Stelle von der „Einheit von Tat- und Wortoffenbarung“⁵.

René Latourelle sieht im Konzilstext die Wunder nicht mehr auf ihre apologetische Rolle beschränkt: „Le Concile souligne le double rôle que remplissent les mêmes réalités de la vie du Christ. Paroles, actions, miracles, vie, passion, mort et résurrection du Christ appartiennent à l'économie même de la révélation et, d'autre part, ils ont une valeur apologetique“⁶.

Und Hansjürgen Verweyen, dem ich das Zitat Latourelles entnommen habe, schreibt: „Die traditionellen Topoi ‘Wunder und Weissagungen’ wurden auf diese Weise zwar nicht fallengelassen, aber völlig aus der früheren, extrinsezistischen Perspektive befreit“⁷.

Wir brauchen hier auf die Übertreibungen moderner Theologen, die ein kommunikationstheoretisches Offenbarungsmodell gegen ein instruktionstheoretisches und damit das Zweite gegen das Erste Vatikanum ausspielen, nicht weiter einzugehen. Als Beispiel sei nur eine vom Bistum Mainz 2004 herausgegebene Arbeitshilfe erwähnt, die in diesem Zusammenhang von „zwei grundverschiedenen Modellen zum Verständnis von Offenbarung“ spricht. Im ersten Fall würde, so der Autor Clauß Peter Sajak, Offenbarung als eine Erfahrung, als eine geschichtlich-personale Begegnung mit Gott, im zweiten Fall als die Unterwerfung unter ein System von Wahrheitssätzen verstanden werden⁸. Die Früchte dieser seit Jahrzehnten gängigen Konzilsdeutung können wir etwa in vielen Konzepten zur Vorbereitung auf die Erstkommunion beobachten: Statt die Kinder mit wahren Sätzen über die Gegenwart Jesu in der hl. Kommunion zu langweilen, werden ihnen erregende Erfahrungen des Brotbackens vermittelt.

Mit dieser Unterstellung „grundverschiedener Modelle“ wird eine Inkompatibilität behauptet, die dem Konzil völlig fern lag. Es wollte die Lehre über die Offenbarung vorlegen „in Nachfolge (*inhaerens vestigiis*) des Trienter und des Ersten Vatikanischen Konzils“, nach Ratzinger ein „Anschauungsbeispiel dogmatischer Entwicklung“, ein „Bewahren im Voranschreiten“⁹. Es ist eine beliebte Methode moderner Theologie, einen solchen Erkenntnisfortschritt in einen dialektischen Gegensatz zu verwandeln, der ältere Erkenntnisse leugnet oder zumindest eine Einseitigkeit durch eine andere ersetzt. Bei unserem Thema ging das so weit, dass der Philosoph Dietrich von Hildebrand sich veranlasst sah, die „Bedeutung, Würde und grundlegende Funktion wahrer Sätze“ gegen ihre pseudo-existentialistische Verachtung zu verteidigen¹⁰.

Das Zweite Vatikanum wollte die Lehre des Ersten Vatikanums weder verwerfen noch korrigieren, sondern ergänzen und in eine umfassendere, in der Person Christi wurzelnde Sicht der Offenbarung integrieren. Davon sind auch die Wunder betroffen, und gerade dadurch wurden sie aufgewertet. Sie sind nicht mehr bloß äußerlich hinzukommende Beglaubigungszeichen, sondern integraler Bestandteil des Offenbarungsvorgangs sel-

¹ Dei Verbum 4.

² Dei Verbum 2.

³ LThK, Das Zweite Vatikanische Konzil, Band II, Herder, Freiburg i.Br. 1967, S. 507.

⁴ Ibidem, S. 511.

⁵ Karl Rahner – Herbert Vorgrimler (Hrsg.), Kleines Konzilskompendium, Herder, Freiburg i.Br. 1966, S. 362.

⁶ René Latourelle, *La Révélation et sa transmission selon la Constitution ‘Dei verbum’*, in Gregorianum 47 (1966), 5-40, hier 20f.

⁷ Hansjürgen Verweyen, *Gottes letztes Wort*, Patmos, Düsseldorf 1991, S. 366.

⁸ Vgl. C.P. Sajak, *Gotteswort im Menschenwort – das christliche Verständnis von Offenbarung*, in *Und Gott spricht ... spricht Gott? Eine Auseinandersetzung mit dem Offenbarungsbegriff in Islam und Christentum. Eine Arbeitshilfe zur Vorbereitung auf das interreligiöse Gespräch in Kindertageseinrichtungen, Schulen und Erwachsenenbildung*. Vorgelegt von der Kommission „Interreligiöser Dialog“ im Bistum Mainz und der Christlich-Islamischen Dokumentations- und Begegnungsstelle (CIBEDO) Frankfurt a. M. Erarbeitet von: Alexander Rudolf, Eckhard Türk, Clauß Peter Sajak, Mainz 2004, 21-26 (24f).

⁹ Ratzinger, aaO., S. 505.

¹⁰ Dietrich von Hildebrand, *Das trojanische Pferd in der Stadt Gottes*, Habel, Regensburg 1969, S. 223.

ber. Ihre Leugnung bedeutet folglich nicht mehr bloß, die Offenbarung einer äußeren Stütze zu berauben, sondern die Offenbarung selber anzutasten und die Sicht auf die Herrlichkeit Christi, die sich in seinen Wundern offenbart, zu verdunkeln. Deshalb steht eine Exegese, die die Wunder Jesu etwa im Rahmen der Entmythologisierung wegdeutet, seit dem Zweiten Vatikanum in schärferem Gegensatz zur kirchlichen Lehre als vorher.

Die oft in verächtlichem Ton geäußerte Bemerkung „Ich brauche keine Wunder, um zu glauben“ hat seit dem Zweiten Vatikanum ihre Berechtigung verloren. Würde sich die Bedeutung der Wunder auf ihre Rolle als Glaubwürdigkeitskriterien beschränken, könnte man jenem Einwand eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Denn tatsächlich gehören die Wunder nicht zum Glaubensmotiv, sondern nur zum Motiv des Glaubwürdigkeitsurteils. Der Glaube als theologale Tugend stützt sich kraft des eingegossenen Glaubenslichts ganz und gar auf die Autorität und Glaubwürdigkeit Gottes, und es kann, wie das Erste Vatikanum lehrt, nie einen gerechten Grund geben, ihn in Zweifel zu ziehen. Die Wunder kommen in diesem Fall als Stützen gewissermaßen zu spät, da der Glaube bereits auf einem noch soliden Grund sein Fundament gefunden hat. Für den Gläubigen spielen sie nur dann eine Rolle, wenn er über seinen Glauben nachträglich der eigenen Vernunft oder in apologetischer Absicht fremder Vernunft gegenüber Rechenschaft ablegen will.

Der Clou des Zweiten Vatikanums besteht, wie gesagt, nicht darin, diese Rolle des Wunders zu leugnen, sondern sie um eine neue, noch wichtigere Rolle zu ergänzen: Sie avancieren zu einem Offenbarungsmodus: Christus offenbart sich nicht nur in seinen Worten, sondern auch in seinen Taten. Die Leugnung seiner Wunder ist deshalb keine geringere Beschneidung der Offenbarung als die Leugnung seiner Lehren. Man könnte sogar hinzufügen: Unter einer bestimmten Hinsicht ist die Tatoffenbarung noch wichtiger als die Wortoffenbarung. Der hl. Anselm bringt im menschlichen Bereich das Beispiel eines Widerspruchs zwischen Wort und Tat: Wenn ein Mensch mit Worten die einen Kräuter als heilbringend und die anderen als todbringend bezeichnen würde, letztere aber essen würde, dann würden wir eher seiner Handlung als seinen Worten glauben. Ähnlich verhält es sich mit Christus: Wenn er bloß mit Worten seine Gottessohnschaft und die Gewalt, die ihm vom Vater gegeben sei, behauptet, sie aber nie auch in der Tat gezeigt hätte, könnten wir misstrauisch werden. Die Offenbarung seiner Macht wäre gerade deshalb *unbekräftigt*, weil sie *unvollständig* gewesen wäre.

Analog verhält es sich mit der Offenbarung seiner Liebe. Christus hat nicht nur mit seinen Worten jene bis zur Lebenshingabe gehende Liebe beteuert, wie sie größer nicht sein kann, sondern sie auch in der Tat durch seinen Tod am Kreuz gezeigt und praktiziert. Nicht von ungefähr zählt das Konzil unter den Offenbarungstaten des Herrn auch seinen Tod auf. Verweyen meint, es sei „für eine apologetische Sicht der Dinge höchst befremdlich“¹¹, dass das Konzil neben der Auferstehung auch den Tod hervorhebe. Es ist dagegen nicht befremdlich für den, der erkannt hat, dass das Konzil die rein apologetische Sicht zu ei-

ner umfassenderen Sicht auf die Totalität der Selbstmitteilung Gottes erweitern wollte, zu der die Lebenshingabe des Herrn genauso, ja noch mehr gehört als seine Wundertaten.

In diesem Zusammenhang können wir erkennen, dass es zwar möglich ist, die Liebe von der Macht, nicht aber die Macht von der Liebe zu trennen. Als Christus für uns am Kreuze starb, hat er seine Liebe geoffenbart, seine Macht aber verborgen. Seine Liebe kann auf seine Macht verzichten, nicht aber die Macht auf seine Liebe. Seine Macht hat er stets in den Dienst seiner Liebe gestellt. Er hat sie nicht benutzt, um Wein in Wasser zu verwandeln, sondern Wasser in Wein, nicht, um anderen eins auszuwischen, sondern um ihnen zu helfen, nicht zum Eigennutz oder Eigenruhm, sondern zum natürlichen und übernatürlichen Heil des Nächsten. Seine Wunder waren keine bloßen Mirakel, sondern Erweise seiner Macht und Liebe zugleich. Und genau diese Einheit von göttlicher Macht und Liebe es ist, die den Kern dessen ausmacht, was Johannes mit dem Wort Herrlichkeit, (lateinisch *gloria*, (griechisch) *doxa* bezeichnet. *Doxa* ist die überwältigende Erfahrung der Größe Gottes, die den Menschen dazu bringt, zu staunen und Gott alle Ehre zu geben. Liebe und Macht machen sich gegenseitig groß. Liebe ohne Macht müsste verzweifeln lassen, Macht ohne Liebe wäre verachtenswerte Tyrannei. Zur Größe Gottes gehört deshalb beides.

Freilich ist auch der Kreuzestod des Herrn eine Offenbarung seiner Herrlichkeit. Aber das Erkennen dieser Herrlichkeit setzt den Glauben voraus. Ohne diesen Glauben ist das Kreuz den einen eine Torheit, den anderen ein Ärgernis, und zwar deshalb, weil sie ohne Glauben diese Selbstentäußerung des Herrn nicht als *Verzicht* auf die Macht deuten können, sondern nur als Eingeständnis der *Ohnmacht*. Papst Benedikt hat einmal gesagt, dass Gott so groß und mächtig sei, dass er es sich leisten konnte, klein und schwach zu werden¹². Die Selbsterniedrigung Gottes ist eine Tat souveräner Liebe, und nur dem Auge dessen, der dies bereits glaubt, offenbart sich darin die Herrlichkeit Gottes. Seine Herrlichkeit, wie sie sich in seinen liebesmächtigen Wundertaten offenbart, ist dagegen auch dem Auge dessen zugänglich, der noch nicht zum Glauben gekommen ist. In Lk 9,43 heißt es, dass alle über die Größe Gottes staunten, nämlich als sie Zeugen der Teufelsaustreibung durch Jesus wurden. Und zu diesen „allen“ gehörte auch jenes „ungläubige und verkehrte Geschlecht“, über das Jesus bei dieser Szene geklagt hatte.

Das Einzige, was die Entdeckung der Herrlichkeit in den Großtaten Jesu verhindert, ist die Haltung eines Herodes, der schon viel von Jesus gehört hatte und nun, als er Jesus als Gefangenen vor sich hatte, endlich selber ein Wunder sehen wollte (Lk 23,8). Dem verweigert sich Jesus natürlich. Herodes, der kurz darauf Jesus verhöhnen wird, will ein Spektakel zur eigenen Belustigung sehen. Er will nicht staunen, sondern sich amüsieren. Dem Frivolen die göttliche Herrlichkeit offenbaren zu wollen, bedeutet, Perlen vor die Säue zu werfen.

Es ist dieser Herodesblick auf die Wunder Jesu, der dazu führt, sie gering zu schätzen und als Spektakel abzutun. Sind die Wunder erst einmal negiert, wird die Herrlichkeit des Gottessohnes herunter getrimmt zur harmlosen Gutmütigkeit eines israelischen Wanderpredigers. Wenn nachkonziliare Theologen, die sich so gerne als Verteidiger des Konzils gegen „Traditionalisten“ und konservative Päpste gerieren, die Wunder Jesu leugnen, verkürzen sie folglich die Offenbarung und verwerfen eine wichtige Lehre des Konzils.

¹¹ Verweyen, aaO., S. 365.

¹² Benedikt XVI., Predigt vom 24. Dezember 2005: „Gott ist so groß, dass er klein werden kann. Gott ist so mächtig, dass er sich wehrlos machen kann ...“

Wie soll ein Christ mit dem Leid in dieser Welt umgehen? Gedanken zur Fastenzeit 2014

Motto: In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum. – Auf Dich, Herr hoffe ich (bzw. habe ich gehofft), ich möge nicht zuschanden werden in Ewigkeit. (Ps. 30,2; 70,1 VULG)

Die Fastenzeit mit ihrem ernsten Bußcharakter bietet immer wieder einen Anlass, sich Gedanken zu machen über die Begrenztheit des Menschen, über seine Neigung zum Bösen und zur Schuld und – als eine Folge der Erbsünde sowie persönlicher Verfehlungen – über Unheil und Not, von denen er so oft bedrängt wird. Gerade der letztere Zusammenhang, der zwischen Sünde und Leid, wird heute allerdings nicht selten bestritten. Daher werden wir bei unseren Überlegungen zum Übel in der Welt besonders auch auf diesen Aspekt eingehen.

Die Herausforderung des gläubigen Menschen durch schreckliche Naturkatastrophen

Im Jahre 2013 brachen mehrere verheerende Naturkatastrophen über die Menschheit herein. Im Gedächtnis geblieben sind vor allem die schrecklichen Verwüstungen auf den Philippinen: Am 8. November zerstörte der Super-Taifun Haiyan mit Böen bis zu 350 Stundenkilometern große Teile der Region Visayas, tötete mehr als 6000 Menschen und machte über eine Million Häuser mehr oder minder dem Erdboden gleich.¹ Wir erinnern uns ferner an die noch furchtbarere Flut-Katastrophe, jenen „Tsunami“, der am 26. Dezember 2004, also gerade am 2. Weihnachtstag, in Südostasien sogar mehr als 230.000 Menschen das Leben gekostet und Millionen in Armut und Elend gestürzt hatte. Das Leid, das solche Unglücksfälle über viele Menschen bringen, regt immer wieder zum Nachdenken an. Gläubige und Ungläubige, Gebildete und Halbgebildete, seriöse Denker und Schwätzer fühlen sich aufgerufen, die Gottesfrage ins Spiel zu bringen: Wie kann ein gerechter und gütiger, zugleich aber allwissender und allmächtiger Gott den Menschen solche körperlichen und seelischen Qualen aufbürden? Denn bei Naturkatastrophen scheint er ja als Schöpfer dieser Natur direkt selbst die Verantwortung zu tragen. Wenn es sich jedoch „nur“ um ein von Menschen verursachtes Unrecht und das daraus resultierende Leid anderer Menschen handelt, kann man Gott ja höchstens indirekte Vorwürfe machen, dass er so etwas zulässt. Dass Gott den Menschen nicht mit Gewalt vom Bösen abhält und zum Guten zwingt, ist nun einmal der Preis der Freiheit, die der Schöpfer seinem geistbegabten Geschöpf geschenkt hat, damit es sich bewusst und freiwillig für ihn und seine Gebote entscheide. Denn nur so sind Verdienste möglich, nur so kann man auch von einer echten Gottes- und Nächstenliebe sprechen. Allerdings umfaßt jene Freiheit eben auch die Möglichkeit des Mißbrauchs durch die Sünde, auch die schwere, unfassbare Sünde, und für die kann Gott, da er sie nicht wünschte, sondern nur als mögli-

che Folge der menschlichen Freiheit zulassen wollte, nicht verantwortlich gemacht werden.

Das von Menschen verursachte Übel

Letzteren Gesichtspunkt betonte übrigens auch der deutsche Universalgelehrte *Gottfried Wilhelm Leibniz*, hier ganz in der christlichen Tradition stehend². Insofern gehen die derzeit immer noch stärksten Anfragen an die Gerechtigkeit Gottes im Rahmen der Theodizee-Problematik, wie man seit Leibniz sagt, auch nicht von den Ereignissen in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten aus, obgleich man immer wieder hört, nach Auschwitz könne man nicht mehr an Gott glauben. So unvorstellbar jene Verbrechen, jene massenhaften Morde an den Juden auch waren³, es handelte sich um Menschenwerk! Und ha-

² Siehe HUBERTUS BUSCHE, *Leibniz' Theodizee – ihre Ziele und Argumente*, in: *ossa leibnitii*, 8. und 9. Leibniz-Festtage 2011/2012, Predigten und Vorträge in der evangelischen-lutherischen Neustädter Hof- und Stadtkirche St. Johannis, Hannover; Hannover 2013, 8-41, hier v. a. 34-38.

³ Aufschlussreich und zutiefst bedrückend sind noch immer die Ausführungen von RAUL HILBERG, *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*. Aus dem Amerikanischen von Hans Günter Holl, Frankfurt/M. 1992. Was das Mitwissen der deutschen Bevölkerung oder gar eine aktive Teilnahme an den unsäglichen Verbrechen angeht, hat der Jurist und Politologe KONRAD LÖW einige Korrekturen an der Vorstellung einer deutschen Kollektivschuld angebracht. Der Titel seines Buches „Das Volk ist ein Trost“ (München 2006) ist Bemerkungen der selbst betroffenen Juden Victor Klemperer und Jochen Klepper entnommen (336 f.). Löw faßte seine Ergebnisse, die vor allem auf Zeugnissen jüdischer Zeitgenossen beruhen, u. a. in folgenden Sätzen zusammen, die etwas pauschal klingen mögen, im wesentlichen aber die historische Wahrheit treffen dürften (340 f.): „Die Deportationen wurden kaum wahrgenommen.“ – „Alle Gegner des Regimes lebten in großer Angst. Niemand hat Protest gewagt.“ – „Zehntausende haben – den Geboten des Staates zuwider – praktische Hilfe geleistet. Viele von ihnen wurden mit Freiheitsentzug bestraft. Manche haben dabei ihr Leben verloren.“ – „Christen nahmen besonderen Anteil am Los der Juden.“ – „Das Gros der jüdischen Zeitzeugen hat der Mehrheit des deutschen Volkes ein gutes Zeugnis ausgestellt.“ Goebbels selbst, so berichtet Löw, klagte Hitler gegenüber, die NS-Maßnahmen gegen die Juden seien auf zu große, unerwartete Ablehnung bei den Deutschen gestoßen: „Dieses Volk ist einfach noch nicht reif und steckt voller Gefühlsduseleien.“ (338) Ähnlich, wenn auch vielleicht ein wenig negativer, urteilte der Philosoph *Robert Spaemann*: „Es gab in der Mehrheit des Volkes eigentlich nicht so etwas wie Judenhass. Das Regime wußte gut, dass es die Menschen in Deutschland nicht mit der nackten Wahrheit über die Judenmordung konfrontieren durfte. Die Leute wollten es einfach nicht wissen. Ihre Schuld war nicht Hass und Mordlust, sondern Gleichgültigkeit und Feigheit.“ (*Über Gott und die Welt. Eine Autobiographie in Gesprächen*, Stuttgart 2012, 40) Wer aber ist, so darf man ergänzend allgemein fragen, zum Helden und ggf. Blutzengen geboren?

Dass die nationalsozialistischen Untaten weltweit nicht allein dastehen, sondern dass der Kommunismus, vor allem unter Stalin und

¹ Siehe z. B. den Bericht *100 Tage nach dem Super-Taifun – „Die Zerstörungen sind groß“*, in: *Katholische Sonntags Zeitung für Deutschland* 7/2014, 13.

ben nicht jene Zeitgenossen recht, die so argumentieren: Wenn man sich nach den Todeslagern von Gott entfernt und dem Atheismus zuwendet, haben dann nicht gerade Hitler und seine Schergen, gleichsam „posthum“, noch einen Sieg erzielt? Und diese Überlegung, so scheint uns, gilt in besonderer Weise auch für die Juden!⁴

Die Zulassung des Bösen dient in Gottes Plan letztlich dem Guten

Dass Gott das Böse, die Sünde unter den Menschen um eines höheren Zieles willen zulässt, geht aus dem Gleichnis vom Unkraut deutlich hervor, das der Teufel unter den guten Samen gesät hat, das der Herr aber seinen Knechten vor der Zeit der Ernte auszureißen verbietet (Mt 13,24-30). Tiefgehende Gedanken zu dieser Parabel und ihren theologischen Implikationen kann man in Josef Dillersbergers wertvollen Meditationen zu den liturgischen Texten der Sonntagsmesse im klassischen römischen Ritus nachlesen. Die Perikope aus dem Matthäus-Evangelium wird am Fünften Sonntag nach Erscheinung vorgetragen, nachdem die Gläubigen zuvor in der Lesung aus dem Kolosserbrief des hl. Paulus (3,12-17) ermahnt worden sind, aus der Liebe zu Christus heraus zu leben und die Tugenden zu üben, vor allem die der Nächstenliebe. Zu diesen Meßtexten führt Dillersberger aus: „Nachdem es nun einmal da ist, wird das Böse, im Gleichnis: das Unkraut, nicht mehr einfachhin entfernt. Es wird belassen, damit nicht zugleich mit ihm auch das Gute, im Gleichnis: der Weizen, ‚ausgerissen‘ werde⁵. Eine ungeahnte Aussicht eröffnet dieses Wort der Duldung, und ein großes Licht fällt hier auf die ganze Geschichte der Menschen in ihrem Kampf um Gut und Böse. Plötzlich erkennen wir, wieviel Gutes unter Menschen irgendwie mit dem Bösen zusammenhängt. Fast alle Tugenden, die der Apostel aufzählt, erhalten einen Großteil ihres

Betätigungsfeldes durch die Existenz des Bösen oder wenigstens durch die Möglichkeit: Sanftmut, Geduld, Demut, herzliches Erbarmen, gar Verzeihen und einander Ertragen – das alles wird viel tiefer, reicher und fast kann man sagen: echter dadurch, dass es auch das Böse gibt. Namentlich, wenn man bedenkt, dass auch Krankheit, Not usw., die das Erbarmen und viele andere Tugenden anregen und herausfordern, auch nur durch die Sünde in die Welt gekommen sind. Wo wäre dann etwa der Friede Tugend und Verdienst, wenn es nicht – durch das Böse – die Möglichkeit des Streites und des Unfriedens gäbe? Es bleibt also das Böse in der Welt, damit die Guten ständig üben können, wie Augustinus einmal kurz sagt.“⁶

Die „Heilsökonomie Gottes“ bezüglich des Verhältnisses von Gutem und Bösem hat *Albert Auer* in seinem Buch „Leidenstheologie im Mittelalter“ (Salzburg 1947, 45) dementsprechend so zusammengefasst: „So ist die Gesamtheit der Dinge für den, der sie zu durchschauen vermag, auch mit dem Einschlag des Bösen schön, obschon dieses, für sich gesehen, die Gestalt des Ganzen zu schänden imstande ist. Gott hätte darum das Böse überhaupt nicht zugelassen, wenn er nicht der Auffassung wäre, es sei besser, dass aus dem Bösen das Gute entstehe, als dass es überhaupt nicht vorhanden sei. Daher erweist sich nach Augustinus das Böse und das Übel im Rahmen des Guten indirekt als gut.“⁷

Augustinus und Thomas von Aquin über den Sinn des Bösen

Ganz dem zitierten Geist entsprechend schrieb der Bischof von Hippo in seinem „Gottesstaat“⁸: „Sed Deus sicut naturarum bonarum optimus creator ist, ita malarum voluntatum iustissimus ordinator; ut, cum illae male utuntur naturis bonis, ipse bene utatur etiam voluntatibus malis.“ – „Aber so wie Gott der beste Schöpfer der guten Naturen ist, so ist er auch der gerechteste Ordner der bösen Willen, so daß, wenn jene von den guten Naturen schlechten Gebrauch machen, er selbst auch von den bösen Willen guten Gebrauch macht.“ Oder in seinem „Handbüchlein über Glaube, Hoffnung und Liebe“ heißt es: „In diese Schöpfung ist auch das sogenannte Böse gut eingeordnet und hat seinen ihm zugewiesenen Platz. Es dient dazu, das Gute in hervorragender Weise herauszuheben, damit es um so besser gefalle und preiswürdiger sei, wenn man es mit dem Bösen vergleicht. Denn der allmächtige Gott, dem, wie es auch die Ungläubigen anerkennen, ‚die höchste Herrschaft über alle Dinge zusteht‘ (Verg. Aen. 10,100), weil er das höchste Gut ist, könn-

Mao, sich vergleichbarer Verbrechen schuldig gemacht hat, dass also „rechte“ Gelehrte wie Ernst Nolte, Andreas Hillgruber, Michael Stürmer und Joachim Fest und nicht die „Linken“ Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Habermas im unseligen „Historikerstreit“ recht hatten, kann man mittlerweile sogar in einem linksliberalen Nachrichtenmagazin nachlesen (DIRK KURBJUWEIT, *Der Wandel der Vergangenheit*, Der Spiegel 7/2014, 112-117). Eine solche Einsicht relativiert natürlich in keiner Weise das unfassbare Unrecht, das von Deutschland ausgegangen ist.

⁴ Siehe KARL-JOSEF KUSCHEL, *Nach Auschwitz an Gott glauben?* In: Harald Roth (Hg.), *Was hat der Holocaust mit mir zu tun?* 37 Antworten, München 2014, 190. Kuschel beruft sich für diese seine Einschätzung u. a. auf den gelehrten Rabbiner Emil Fackenheim.

⁵ Es ist natürlich völlig klar, dass die Kirche von Anfang an, wie bereits Bibelstellen zur Genüge zeigen, die Aufgabe wahrgenommen hat, ihre Gläubigen vor einer besonderen Art des Unkrautes zu schützen, nämlich der Gefährdung oder gar Zerstörung der Lehre Christi durch die Häresie. Siehe hierzu Verf., *Freiheit, die nicht frei macht – Zur existentialistischen Pervertierung des christlichen Freiheitsbegriffs*, in: UVK 23/1993, 363-384, v. a. 374 ff. Vgl. noch im modernen Kirchenrecht Cann. 751 und 1364 (CIC/1983). Die Kirche konnte und kann generell nicht zulassen, dass das Evangelium verfälscht wird. Die konkrete Vorgehensweise bei der Abwehr von Irrtümern ist jedoch eine Frage der praktischen Klugheit und sicher auch zu einem gewissen Teil von den Zeitumständen abhängig, so dass man wohl nicht jede Maßnahme der Vergangenheit heute billigen würde.

⁶ JOSEF DILLERSBERGER, *Das ist der Tag des Herrn – Besinnungen*, Salzburg 1956, 290 f.

⁷ Auer fährt unmittelbar fort: „Diese Theorie ist eindrucksvoll und einheitlich, aber sie entzieht sich dem praktischen Leben und vertritt, so extrem formuliert, einen Optimismus, für den der Leidende in der Regel kein Verständnis aufbringt.“ Diese Feststellung ist sicher nicht ganz von der Hand zu weisen und trifft in vielen Fällen zu. Freilich gilt es, die Gläubigen eben allgemein möglichst gut aus dem Geist der Kirchenväter zu schulen, so dass sie mental und willensmäßig besser gegen Unbill gefeit sind. Und selbstverständlich müssen dem Leidenden noch manche weitere theologische Aspekte zum Trost nahegebracht werden, wie sie Auer im folgenden auch im Anschluß an die mittelalterliche Consolationsliteratur aufführt.

⁸ AUGUSTINUS, *De civ. dei*, 11, 17.

te nichts Böses in seinen Werken dulden, wenn er nicht so allmächtig und gut wäre, um auch aus dem Bösen Gutes schaffen zu können.“⁹ Ganz knapp und pointiert faßte St. Augustinus diese katholische Lehre zum Heilsplan Gottes so zusammen: „Melius enim iudicavit de malis benefacere, quam mala nulla esse permittere.“ – „Er hielt es nämlich für besser, aus Bösem Gutes zu wirken, als das Böse überhaupt nicht existieren zu lassen.“ (ench. VIII 27., eigene Übersetzung)¹⁰

Das ist dann auch die Position des hl. Thomas, der hier auf St. Augustinus aufbaut.¹¹ Der spätere Kardinal *Charles Journet* hielt zum Aquinaten fest: „Sein ständig wiederkehrender Gedanke ist, dass die einzelnen Mängel zum Guten des gesamten Universums, also um eines größeren Gutes willen zugelassen werden.“ Journet sieht in seiner vorzüglichen Abhandlung zum Übel hierin zu Recht „die göltigste Antwort“ auf die Frage nach den Übeln in der Welt¹².

So ist dann auch der Status des Erlösten noch großartiger als der ursprüngliche Zustand des von Gott geschaffenen Menschen. Denn Gott ließ nur die Ursünde Adams zu, um schließlich einem noch höheren Gut zur Geltung zu verhelfen. So drückt es ja das vom Diakon gesungene Osternacht-Exsultet in einer auch sprachlich herrlichen Paradoxie aus: „O certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est! O felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem!“ – „Ja wahrlich geschehen musste die Sünde des Adam, dass Christi Sterben sie sühne! O glückliche Schuld¹³, gewürdigt eines Erlösers, so hehr und erhaben!“¹⁴

Leid durch Krankheiten

Gravierend sind auch die Anfragen an Gottes Gerechtigkeit dann, wenn Menschen durch eigene schwere Krankheit ohne Zutun anderer bzw. durch Naturkatastrophen leiden müssen oder wenn sie von Not und Tod lieber Verwandter und Freunde betroffen sind. Hier kann, jedenfalls direkt, kein Mensch, der seine ihm von Gott gegebene Freiheit mißbraucht hätte, zur Verantwortung gezogen werden: Gott selbst sitzt – aus Sicht seiner Gegner oder auch verzweifelter, ursprünglich vielleicht gläubiger Menschen – als Schöpfer dieser Welt gleichsam persönlich auf der Anklagebank. Auch ernsthafte Christen werden durch heftige persönliche Nöte gerade aufgrund von Krankheiten immer wieder bedrängt und geprüft. Derartiges berichtet z. B. *Stephan Döblin* über seinen Vater Alfred, den bedeutenden Schriftsteller, Verfasser z. B. der Werke „Berlin Alexanderplatz“ und „November 1918“: Zu seinem 65. Geburtstag war Alfred Döblin in den USA am 14. August 1943 in einem spektakulären Akt öffentlich zum katholischen Glauben konvertiert und hatte sich dafür den Zorn vieler Kollegen zugezogen, *Bert Brecht* verfasste daraufhin das böse Gedicht „Peinlicher Vorfall“. Döblin, von Hause aus Jude, hatte sich nun wirklich aus tiefer Überzeugung dem Christentum und der katholischen Kirche zugewandt. Sein Sohn legt uns Zeugnis ab vom Ringen des Vaters um die Theodizeefrage: „Mein Vater musste während seiner sehr schweren körperlichen Leiden in den letzten Jahren seines Lebens erfahren, wie schwierig es sein kann zu glauben. Er sagte wiederholt: Ich kämpfe immer aufs neue um meinen Glauben“¹⁵.

Ähnlich ging es *C. S. Lewis*, als er seine über alles geliebte Gattin durch ihren Tod verlor. Die literarische Verarbeitung liegt in Lewis' kleiner, beeindruckender Schrift „Über die Trauer“ vor (deutsch: Zürich usw. 1982).

Die Theodizeefrage im 17. und 18. Jahrhundert

Auch den traditionstreuen Christen beschäftigt selbstverständlich die Theodizee, wie der wissenschaftliche Terminus seit Leibniz heißt¹⁶, die Anfrage an die Gerechtigkeit Gottes angesichts des Leids in der Welt. Hintergrund der Beschäftigung des größten deutschen Gelehrten im 17. Jh.¹⁷ mit dieser Problematik war die Auseinandersetzung mit *Pierre Bayle*, der in sei-

⁹ AUGUSTINUS, *Ench.* III 11, Übersetzung nach: *Enchiridion de fide, spe et caritate*, zweisprachige Ausgabe von J. Barbel, Düsseldorf 1960, 37. Man vergleiche auch ench. XXIV 96. ebd. 161.

¹⁰ Weitere Stellen aus den Werken des *Doctor gratiae* hat PETRUS AB-
AELARDUS in seinem Werk „*Collationes sive Dialogus inter Philosophum, Iudaeum et Christianum*“ zusammengetragen (Peter Abaelard, Gespräch eines Philosophen, eines Juden und eines Christen. Lateinisch und deutsch. Herausgegeben und übertragen von Hans-Wolfgang Krautz, Darmstadt 1995, 282-289).

¹¹ Der Bischof von Hippo ist allgemein derjenige Kirchenvater, den St. Thomas am häufigsten zitiert. Siehe WALTER SENNER, *Thomas von Aquin und die Kirchenväter – eine quantitative Übersicht*, in: Thomas Prügl / Marianne Schlosser (Hrsg.), *Kirchenbild und Spiritualität – Dominikanische Beiträge zur Ekklesiologie und zum kirchlichen Leben im Mittelalter*, *Festschrift für Ulrich Horst OP zum 75. Geburtstag*, Paderborn 2007, 25-42, siehe v. a. die Tabellen 37 ff. Nach Augustinus folgen (Pseudo-) Dionysius Areopagita auf dem zweiten Platz, dann Gregor der Große, und auf dem vierten Rang Johannes von Damaskus.

¹² CHARLES JOURNET, *Vom Geheimnis des Übels – Theologischer Essay*, französische Ausg. 1961, deutsch: Essen 1963, 92 f. Die umfangreiche neuere Untersuchung von ARMIN KREINER *Gott im Leid – Zur Stichhaltigkeit der Theodizee-Argumente*, Freiburg/Br. 2005, die zweifellos eine Fülle gelehrten Materials und manche wertvollen Gedanken bereithält, lässt leider gerade in dieser Frage eine engagierte Verteidigung der klassischen katholischen Position eher vermissen bzw. bildet sie nur schwach aus (siehe v. a. 321-393). Kreiner ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität München.

¹³ Der Gedanke der „glücklichen Schuld“, der „felix culpa“, ist ganz charakteristisch auch für die Theologie des hl. Augustinus. Vgl. KLAUS BERGER, *Wie kann Gott Leid und Katastrophen zulassen?* Stuttgart 1996, 226-229.

¹⁴ Übersetzung nach dem Schott-Meßbuch von 1962.

¹⁵ Zitat nach: VEIT NEUMANN (Hg.), *Sprich nur ein Wort ... – Katholizismus und Literatur*, Würzburg 2010, 40.

¹⁶ BUSCHE, 8

¹⁷ Leibniz' bedeutende Leistungen, z. B. auch im Einsatz für die Einheit der Christenheit, vor allem im Dialog mit Bossuet, aber auch seiner Schwächen werden aus katholischer Sicht knapp und fair dargestellt in der erste Auflage des *Lexikon für Theologie und Kirche* (LThK 6/1934, 460-463, s. v. *Leibniz*, Verf.: Bernhard Jansen S. J., Bonn). Der Philosophieprofessor *Thomas Sören Hoffmann*, selbst engagierter evangelischer Christ, der manche modernen Entwicklungen im Christentum tapfer bekämpft, hat wohl recht, wenn er mit Blick auf Leibniz' Verteidigung nicht minder des Trinitätsdogmas als der Gerechtigkeit Gottes so urteilt: „Wenn aber Leibniz auch in dieser Hinsicht in die Reihe der wirklich Großen seit Platon und Aristoteles tritt, empfiehlt es sich um so mehr, in ihm mehr als nur den Aufklärungstheologen zu sehen.“ (*Kuno Fischers Leibnizbuch – Eine Einführung*, in: Kuno Fischer, Gottfried Wilhelm Leibniz. Leben, Werke und Lehre. Herausgegeben und eingeleitet von Thomas Sören Hoffmann, Wiesbaden 2009, XXIII).

nem vielbeachteten „Dictionnaire historique et critique“ behauptet hatte, dass sich die zahllosen Übel in der Welt und im Menschenleben rational nicht mit dem Glauben an die göttliche Vorsehung vereinbaren ließen. Daraufhin verfaßte Leibniz 1716 ein Werk, das aus Gesprächen mit der preußischen Königin Sophie-Charlotte hervorgegangen war und den Titel trug „*Essais de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal*“ („literarische Versuche der Theodizee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels“).¹⁸

Einige Jahrzehnte später flammte die Diskussion noch einmal heftig auf: Das furchtbare Erdbeben von Lissabon mit anschließendem Großbrand und Tsunami am 1. November (Allerheiligenfest) 1755 kostete 30.000 bis 100.000 Menschen das Leben, darunter gerade gläubige Christen, die an jenem Feiertag die hl. Messe besuchten, während andere, die ihren Vergnügungen nachgingen, verschont blieben; fast alle Kirchenbauten wurden zerstört, das Rotlichtviertel blieb jedoch verschont¹⁹. Hierauf reagierte der „Aufklärer“ und Atheist *Voltaire* mit seinem satirischen Roman „Candide oder der Optimismus“ (1759), in dem er die Gerechtigkeit des christlichen Gottes schmähte und u. a. Leibniz angriff²⁰. Dieser aber hatte eigentlich für alle Zeiten, trotz vielleicht einiger Schwächen seiner Argumentation, exakt logisch bewiesen, dass die angeblich zwingenden Argumente von Leuten wie Bayle und seinen Gesinnungsgenossen vor dem Tribunal der Vernunft, auf die sie sich immer wieder beriefen, nicht stichhaltig sind. Leibniz begnügte sich nämlich mit einem bloß negativen Beweisziel der Theodizee: Er zeigte auf, dass die Angriffe gegen die Gerechtigkeit Gottes rational nicht wirklich durchschlagen. Jedenfalls sind die Gegner, denen die Beweislast obliegt, nicht in der Lage, stichhaltig zu dokumentieren, dass die göttlichen Eigenschaften Allgüte, Allweisheit und Allmacht sich nicht zusammenfügen²¹.

Ist eine bessere Welt naturwissenschaftlich denkbar?

Was jene Naturkatastrophen und Krankheiten o. ä. angeht, für die die Menschen nicht oder jedenfalls nicht direkt verantwortlich gemacht werden können, sind folgende Überlegungen

des katholischen Fundamentaltheologen *Achim Kreiner* bedenkenswert: „Wenn für die Existenz natürlicher Übel letztlich die faktisch geltenden Naturgesetze verantwortlich sind, dann setzt jeder diesbezügliche Optimierungsvorschlag eine Veränderung bestimmter Naturgesetze voraus. In einem einheitlich beschreibbaren Universum bilden die Naturgesetze nun aber ein Netz eng miteinander verflochtener und genauestens aufeinander abgestimmter Regelmäßigkeiten, in dem jede lokale Veränderung weitreichende Auswirkungen auf das Ganze nach sich zöge ... Eine auch nur minimale Abweichung der physikalischen Ausgangsbedingungen hätte ausgereicht, um die Entstehung von Sonnen, Galaxien, Planeten und schließlich auch von Lebewesen zu verhindern ... Schließlich hängt auch die Entstehungsmöglichkeit maligner Tumore mit den genetischen Mechanismen des Zellteilungsprozesses zusammen. Die kausalen Faktoren, die zu fatalen ‚Fehlern‘ bei diesem Prozeß führen können, hängen wiederum mit grundlegenden molekularbiologischen Gesetzmäßigkeiten zusammen, wie z. B. mit den Auswirkungen radioaktiver Strahlung oder mutagener Substanzen auf die DNS. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass man sich vielleicht mühelos eine Welt ohne das Übel maligner Tumorerkrankungen vorstellen kann, dass die Realisierung dieser Vorstellung aber konsequenterweise gravierende Veränderungen in der physikalischen, chemischen und biologischen Struktur des Universums voraussetzen würde, denn die gleichen Naturgesetze, die die Entstehung und Weitergabe des Lebens ermöglichen, führen unter bestimmten Bedingungen auch zur Entstehung maligner Tumore. Vermeintliche Optimierungen würden demzufolge nicht zu einem leicht veränderten bzw. regional optimierten Universum führen, sondern zu einem Universum mit völlig anderen physikalischen Merkmalen und letztlich wohl auch mit völlig anderen Bewohnern.“²²

Das, was Kreiner hier anspricht, kann man als *Feinabstimmung des Kosmos* bezeichnen, nach der in einer geradezu gigantischen Genauigkeit alles miteinander zusammenhängt und aufeinander hin komponiert ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass solch eine oder eine vergleichbare Welt wie unser Kosmos noch einmal existiert, ist folglich, schon rein statistisch betrachtet, unvorstellbar gering, Schwindel erregend hohe Zahlen der Unwahrscheinlichkeit stehen dem entgegen. Der Geowissenschaftler Peter D. Ward und der Astronom Donald Brownlee (beide Professoren an der Universität Washington in Seattle/USA) haben hierzu ein faszinierendes Buch geschrieben, das mittlerweile auch auf Deutsch übersetzt ist: *Unsere einsame Erde. Warum komplexes Leben im Universum unwahrscheinlich ist* (Berlin-Heidelberg 2001). *Wolfgang Koch*, Physiker und Privatdozent für Informatik an der Universität Bonn, hat zu dieser Thematik in der *Kirchlichen Umschau* bereits einen bemerkenswerten Beitrag veröffentlicht²³. Solche Gedanken zeigen uns, daß, wenn auch unter anderen Prämissen als man früher angenommen hatte, der Mensch doch im Zentrum des Kosmos stehen könnte und alles auf ihn hin geschaffen sein mag. Außerdem müßten uns

¹⁸ Leibniz' Verteidigungsansatz ist aus katholischer Perspektive kurz dargestellt bei HANS PFEIL, *Gott und die tragische Welt*, Aschaffenburg 1971, 13-23. Bei aller Anerkennung der Leibnizschen Leistung kritisiert der katholische Philosoph zu Recht, dass unsere Welt mit der bestmöglichen identisch sein soll, die Gott zu schaffen nach Leibniz verpflichtet gewesen sei. Pfeils überzeugende Begründung lautet (19 f.): „Eine geschaffene Welt, sie mag sein, wie sie wolle, ist immer eine endliche Welt. Was aber endlich ist, ist niemals im Besitz von höchstmöglicher Güte und Vollkommenheit, sondern, eben zufolge seiner Endlichkeit, immer einer Vermehrung und Steigerung seiner Güte und Vollkommenheit fähig, so dass zwischen Endlichem einerseits und Bestem und Vollkommenstem andererseits ein sich ausschließender Gegensatz besteht. Der tiefste Grund hiefür ist darin gelegen, dass Gottes unendliche Güte und Vollkommenheit im Endlichen niemals völlig nachahmbar ist. Das Endliche ist nie in der Lage, Gottes Nachahmbarkeit völlig auszuschöpfen.“

¹⁹ Siehe Art. *Erdbeben von Lissabon 1755*, Wikipedia vom 24.02.2014.

²⁰ PFEIL, 26 f.

²¹ BUSCHE, 8-16.

²² ARMIN KREINER, *Gott im Leid – Zur Stichhaltigkeit der Theodizee-Argumente*, 371; 375; 372 (Zitate in dieser Reihenfolge).

²³ *Für den Menschen gemacht? Göttliche Spuren im Kosmos*, KU 16,6/2013, 22-30)

Überlegungen wie die von Kreiner vorgestellten mahnen, bei jeglichem größeren und allgemeinen Eingriff in die Natur sehr genau zu bedenken, welche u. U. katastrophalen Folgen ein solcher für das Gesamtgefüge mit sich bringen könnte.

Jeder Mensch kann durch großes Leid geprüft werden!

Der Frage nach dem Sinn des Übels, und zwar sowohl des „malum physicum“ bzw. „malum naturale“ („physisches Übel, wie Krankheiten und Naturkatastrophen) als auch des „malum morale“ (der Sünde), kann sich kein Mensch ganz entziehen. Der katholische, traditionstreue Philosoph *Hans Pfeil* schrieb zu Recht im Jahre 1971 zur Theodizee-Problematik: „Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass in Welt und Menschenleben, Gemeinschaft und Geschichte moralische und physische Übel von solcher Furchtbarkeit und in solchem Ausmaß angetroffen werden, dass alle Verharmlosungen und Beschönigungen der oft grausamen Wirklichkeit nicht am Platz sind“²⁴. Auch an die Tür des tiefgläubigen Menschen kann jene Frage nach der Gerechtigkeit bzw. „Rechtfertigung“ Gottes jederzeit klopfen, und wer dies bestreitet oder verharmlost, hat bisher das Glück genossen (das sich übrigens durchaus nicht immer als wahres Glück herausstellen muss!), noch nicht von existentiellm Leid wie schweren Krankheiten oder Verlust eines über alles geliebten Menschen heimgesucht worden zu sein. Insofern sollten wir jene Menschen, die angesichts großer persönlicher oder allgemeiner Not Schwierigkeiten bekunden, die Gerechtigkeit Gottes zu verstehen, nicht von oben herab begegnen, sondern ihnen zu helfen versuchen, die Wege des Allmächtigen in Demut anzunehmen. Wir selbst können leicht in eine solche Situation geraten! Wie sagt der hl. Paulus so treffend in einem Vers, der uns in der klassischen römischen Liturgie am 9. Sonntag nach Pfingsten von der Kirche in der Lesung vorgelegt „Qui se existimat stare, videat, ne cadat.“ – „Wer zu stehen glaubt, sehe zu, dass er nicht fällt.“ (1 Kor 10, 12) Es heißt hier übrigens nicht einmal „Wer *steht*, sehe zu, dass er nicht fällt“, wie der Vers oft zitiert wird. Nein, es geht um jemanden, der zu stehen *glaubt*, und vielleicht schon selbst in dem Augenblick, in dem er sich über seinen Bruder erhebt, gefallen ist oder zu fallen droht!

Außerdem ist ein gewisses Klagen, wenn es schießlich doch in die Bereitschaft einmündet, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen, durchaus auch dem Christen gestattet. Unser großes Vorbild für eine solche Haltung finden wir schon im Alten Testament, und zwar in der Gestalt des Dulders Hiob²⁵. Selbst der hl. Hieronymus beklagte die Beschwerden des Alterns, wenngleich er sie auch mit der Hoffnung auf die Herrlichkeit der künftigen Auferstehung unterfing. In diesem Zusammenhang fällt der Münsteraner Latinist Christian Gnilka, ganz aus katholischem Geist heraus, ein kluges Urteil: „Darum darf man auch in den persönlichen Klagen, die der greise Hieronymus später seinen Schriften anvertraute, keinen Widerspruch zur Haltung eines Christen und des Asketen sehen. Man darf nicht

glauben, dass die religiöse Begründung des Leids die persönliche Klage ausschliesse – als ob man nur mit Blick auf das allgemeine Schicksal der Menschheit jammern dürfe, aber schweigen müsse, wenn man es selbst zu spüren bekommt.“²⁶

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Leid und Sünde?

Wer sich als Christ mit dem Leid in der Welt beschäftigt, und zwar auch mit jenem Leid, für das niemand, zumindest direkt, verantwortlich zu sein scheint, kann das Thema „Sünde“, d. h. den Aufstand des Menschen gegen Gott nicht aussparen. Denn für einen gläubigen Christen ist mindestens soviel klar, dass Not und Tod durch den Ungehorsam des Stammvaters der Menschheit, durch die Ur- oder Erbsünde²⁷, in die Welt gekommen sind (Röm 5,12-21; 8,19-23). Doch bleibt die Frage, ob im christlichen Sinn das Leid auch als *konkrete* Konsequenz *individueller* Verfehlung veranschlagt werden kann.

In einem sonst schönen Artikel zur Theodizee-Frage bestritt *Josef Bordat* mit Anleihe bei der Terminologie des Theologen Klaus Koch generell einen „Tun-Ergehen-Zusammenhang“²⁸. Ähnlich argumentiert auch der von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebene *Katholische Erwachsenenkatechismus* (2. Bd., 280): „Jesus wehrt die Vorstellung ab, dass Krankheit Strafe Gottes sei (vgl. Joh 9,1-4).“ Neben der Johanneischen Perikope vom Blindgeborenen, bei dem der Herr in der Tat einen direkten Zusammenhang zwischen dessen spezifischem Leid und einer individuellen Sünde leugnet, wird ferner gern – wie auch in Bordats Beitrag geschehen – auf Luk 13, 1-5 verwiesen: Dort erwähnt der Herr die Ermordung von Gali-

²⁶ CHRISTIAN GNILKA, *Das gute Alter. Ein Leitbild des frühen Christentums*, in: Jürgen Dummer und Meinolf Vielberg (Hrsg.), *Zwischen Historiographie und Hagiographie. Ausgewählte Beiträge zur Erforschung der Spätantike. Altertumswissenschaftliches Kolloquium Bd. 13*, Stuttgart 2005, 40.

²⁷ Eine erstaunliche Stellungnahme zur Wirklichkeit und Wirkkraft der Erbsünde (wenn auch einiges hier noch klarer gesagt werden könnte) ist soeben an einer Stelle erschienen, an der man sie nicht so ohne weiteres vermuten würde. Robert G. Kennedy schreibt in seinem Aufsatz *Dürfen Soldaten vorsätzlich töten? Eine theologische Untersuchung* (in: Bernhard Koch [Hrsg.], *Den Gegner schützen? Zu einer aktuellen Kontroverse in der Ethik des bewaffneten Konflikts*, Münster 2014, 244): „Von Chesterton stammt die Beobachtung, dass, wenn es eine christliche These gibt, die nicht bewiesen zu werden brauche, dies die These von der Erbsünde sei. Betrachten wir diese als die Behauptung, dass zur menschlichen Grundausstattung eine Unzulänglichkeit gehört, die es uns enorm schwermacht, uns in unseren Handlungen und Entscheidungen durchgängig von der Vernunft leiten zu lassen. Oft werden wir von Emotionen und dem Verlangen fortgerissen, oft fällt es uns schwer zu erkennen, welches der moralisch richtige Weg ist, und allzu oft sehen wir in der Vernunft bloß ein Werkzeug zur nachträglichen Rechtfertigung von Entscheidungen. Die Lehre von der Erbsünde erinnert uns überdies daran, dass Fehlverhalten, sei es auf der persönlichen Ebene, sei es auf der gesellschaftlichen, nicht allein aus Unkenntnis oder Ungerechtigkeit resultiert. Manche Menschen arbeiten tatsächlich mit Vorsatz an einem schlimmen Ende und entscheiden sich absichtlich für üble Mittel, manche Menschen sind tatsächlich so ungerecht und unvernuftig, Gutes, das geschützt werden muss, zu bedrohen.“

²⁸ *Katholiken, Katastrophen und die Gerechtigkeit Gottes*, Die Tagespost, 14. Nov. 2013

²⁴ PFEIL, 22 f.

²⁵ Zu den verschiedensten Interpretationen des Buches Hiob und seiner Genese siehe HANS-PETER MÜLLER, *Das Hiobproblem. Seine Stellung und Entstehung im Alten Orient und im Alten Testament*, Erträge der Forschung Bd. 84, Darmstadt 1978.

läern durch Pilatus beim Vollzug ihres Opfers und den Zusammenbruch eines Turmes am Teich Siloah ein, der 18 Menschen das Leben gekostet hatte. Leider lässt man bei Wiedergabe der Worte Jesu zu diesen Ereignissen meist den wichtigen Zusatz aus, den erfreulicherweise *Andreas Laun*, jetzt Weihbischof der Diözese Salzburg, berücksichtigte: „Auch Jesus erinnert an ein schweres Unglück mit mehreren Todesopfern und stellt einen Zusammenhang mit den Sünden der Menschen und ihrer ausstehenden Bekehrung her: ‚Ihr alle werdet genauso umkommen, wenn ihr euch nicht bekehrt‘“²⁹. Christus wollte also lediglich den damals herrschenden pharisäischen Vergeltungsglauben erschüttern, nach dem es kein Leid gab, das nicht als *unmittelbare* Strafe für persönliche Schuld betrachtet wurde, wobei man vom Ausmaß der Strafe auf die Größe der Schuld schließen zu können meinte (siehe Josef Schmid, *Das Evangelium nach Lukas*, RNT 1960, 228).

Eine derartige geradezu mathematische Gleichung geht natürlich schon nach unserer praktischen Lebenserfahrung nicht auf. Um das Leiden wirklich oder scheinbar Unschuldiger zu verstehen, dürfen wir neben anderen Gesichtspunkten eben nicht vergessen, dass wir alle unter der Sünde stehen und Strafe verdienen. „Wenn man nicht wie die Bibel und Augustinus an einer Verückung des ursprünglichen Zustandes der Schöpfung durch die Schuld des Menschen festhält, ist der Einwand, dass die Schöpfung verfehlt sei, schwer zu widerlegen“ so äußerte sich *Richard Kocher* in seiner vorzüglichen Dissertation „Herausgeforderter Vorsehungsglaube“³⁰. Zumindest ist das Leid nach der christlichen Lehre nicht nur als Strafe für den erbsündlichen Zustand des Menschen, sondern auch für dessen eigene Verfehlungen, jedenfalls zumindest im *allgemeinen* Sinn, zu verstehen: „Alles menschliche Leid ist also, wie die klare Antwort von Thomas lautet, Strafe: Strafe für persönliche Sünden oder Erbsündenstrafe (q. 5, bes. aa. 4-5)“, so kommentieren die Eheleute Claudia und Peter Barthold die Lehre des Aquinaten aus seinem Werk „De malo“³¹, die auch dem katholischen Dogma entspricht.

Wieweit auch ein *ganz konkreter* Zusammenhang zwischen persönlicher Schuld und alsbald eintretendem Leid bestehen kann, werden wir noch am Ende unserer Ausführungen besprechen.

Ein biblischer Trost für Leidende

Zunächst wollen wir uns aber der Frage zuwenden: Wie kann der Mensch, und zwar speziell der gläubige Mensch, mit dem persönlichen Leid, dem er in dieser oder jener Form ausgesetzt ist, fertig werden? Zunächst einmal seien aus biblischer Perspektive drei Aspekte berücksichtigt, die gerade in ihrer Zusammenschau geeignet sind, dem leidenden Menschen einen wahren Trost zu spenden – einen Trost, wie ihn nur die Botschaft unseres Gottes und Heilandes schenkt. Denn zum einen wissen wir, dass „die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die künftig an uns offenbar werden soll.“ (Röm 8,18) Wunderbar erleben durfte dieses Geheimnis schon hier auf Erden ein berühmter deutscher Mystiker, der selige *Heinrich Seuse* aus dem Dominikanerorden. So können wir es in seinen Memoiren nachlesen, die auf Notizen seiner Schülerin *Elisabeth Stägel* beruhen (übrigens der ersten Autobiographie in der deutschsprachigen Literatur!). Seuse war in schweres Leid gestürzt und stand am St. Agnes-Tag nach dem Mittagessen des Konventes im Chor seines Klosters, als er plötzlich, offenbar ähnlich dem hl. Paulus (2 Kor 12, 1-5, vgl. die lange Lesung in der Messe von Sexagesima), geheimnisvoll in den Himmel entrückt wurde. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, sprach er: „Wenn *das* nicht das Himmelreich ist, so weiß ich nicht, was Himmelreich ist. Denn all das Leiden, das man durch Worte ausdrücken kann, vermag die Freude dem, der sie ewig besitzen soll, nicht nach Recht und Billigkeit zu verdienen“³².

Gottes Verheißung einer unendlich herrlichen Zukunft gilt natürlich gerade auch für Fälle, in denen es einem um Gerechtigkeit bemühten Menschen hier auf Erden aufs ganze gesehen nicht sonderlich gut ging, während er beobachten musste, wie schwere Sünder in Saus und Braus lebten und (scheinbar!) glücklich waren. Warum Gott eine solche Unausgeglichenheit hier auf Erden zulassen darf, vermag man durchaus einzusehen. Voraussetzung ist freilich immer der Glaube an die Möglichkeit eines Ausgleichs in der Ewigkeit³³. Der katholische Gelehrte *Alfons Lehmen SJ* schrieb hierzu in seinem Standardwerk „Lehrbuch der Philosophie – Dritter Band: Theodizee“³⁴: „Aus dem Gesagten lässt sich auch die Tatsache erklären, dass tugendhafte Menschen oft durch mancherlei Unglück heimgesucht werden, während den Lasterhaften irdisches Glück in reichem Maße zuteil wird; dem würde nicht so sein, wenn dieses Leben, nicht das zukünftige, die Zeit der endgültigen Vergeltung wäre; das wenige Gute, was die Bösen getan, lässt Gott nicht unbelohnt, und da er sie im ewigen Leben nicht belohnen kann, so

²⁹ A. LAUN, *Aktuelle Probleme der Moraltheologie*, Wien 1992, 164

³⁰ St. Ottilien 1993, 335 Anm. 83

³¹ THOMAS von Aquin, *Quaestiones disputatae De malo – Untersuchungen über das Böse*, auf der Grundlage der Editio Leonina übersetzt und eingeleitet von Claudia und Peter Barthold, Mülheim/Mosel 2009. Die ausführliche Einleitung (IX-LI) stellt geradezu ein Kompendium der katholischen Sünden – und Erbsündenlehre anhand der Aussagen des hl. Thomas von Aquin dar und sei zur Lektüre empfohlen. Zu schwierigen Fragen, die mit der *Erbsünde* verbunden sind, siehe XXIX-XXXIV.

Christian Schäfer lobt zu Recht das Werk des hl. Thomas, das wieder viel stärker bei Diskussionen über die auch von uns angerissenen Fragen in Philosophie und Theologie berücksichtigt werden müßte: „Die nüchterne Art der Betrachtung und die ihr entsprechende sachliche Darstellungsweise kennzeichnen auch in der Schrift *De malo* die Arbeitsweise des Thomas von Aquin. Das erleichtert eine weitere Einsicht, die sich mit der Lektüre der Schrift unweigerlich verbindet: Das Problem des Bösen präsentiert sich hier in seinem ganzen philosophischen Potential.“ (Thomas von Aquins gründlichere Behandlung der Übel – Eine Auswahlinterpretation der Schrift *De malo*, Berlin 2013, 237).

Zur traditionellen Erbsündenlehre und zu heutigen Verfälschungen vgl. auch Verf., *Die Erbsünde: Traditionelle und moderne Lehre*, in: CIVITAS 10/2010, 37-108.

³² Zitat nach: MARIUS REISER, *Himmelsvorstellungen im Neuen Testament und im Mittelalter*, in: *Die letzten Dinge im Licht des Neuen Testaments*, Aachen 2013, 69.

³³ Das betonte auch Leibniz in seinem *Konzept der Theodizee*. Siehe HUBERTUS BUSCHE, ebd., 39.

³⁴ Valkenburg/NL 1923, 242.

gibt er ihnen als Lohn die vergänglichen Güter dieser Erde.“ Denselben Gedanken äußerte schon der hl. Augustinus, z. B. in seinem großen Werk „De civitate Dei“ (civ. 20, 2).

Leid kann Menschen Gott näherbringen!

Zweitens hat uns der Herr durch den hl. Paulus Worte offenbart, die uns eine tiefe innere Sicherheit zu verleihen vermögen: „Gott wird es nicht zulassen, dass ihr über das hinaus, was ihr vermögt, versucht werdet, sondern er wird mit der Versuchung auch den Ausweg (so der griechische Urtext: *ekbasin*; die Vulgata bietet, wie auch die Neovulgata, *proventum*, *Fortschritt*, *guter Erfolg*) geben, so dass ihr durchstehen könnt.“ (1 Kor 10,13). Auf diese Zusage dürfen wir ganz fest vertrauen, denn, wie es unmittelbar zuvor heißt, „Gott ist treu.“

Immer wieder kommt es sogar vor, dass das Leben eines Menschen gerade erst durch das Leid seine eigentliche spirituelle Dimension gewinnt, die ihm von Gott vorherbestimmt ist. Nur einige aktuelle Beispiele seien hier angeführt, die in jüngerer Vergangenheit durch die Presse gegangen sind: *Paul Beßler*, ein erfolgreicher junger Mann und zweifacher Goldmedaillengewinner bei den Weltmeisterschaften im Drachenbootfahren, erkrankte urplötzlich 2012 an unheilbarem Krebs. Mit 24 Jahren fand er auf dem Krankenbett im Universitätsklinikum Halle an der Saale, subjektiv wohl ganz ehrlich, zu Christus, ließ sich protestantisch taufen und starb getröstet in der tiefen Hoffnung auf die Begegnung mit seinem Erlöser.³⁵ Viele tröstende Gedanken für einen Christen, der von schwerer, ja vielleicht tödlicher Krankheit gezeichnet ist, hält übrigens folgendes schon ältere Buch bereit *Christus und die Kranken. Nach den heiligen Evangelien zum Troste der Kranken zusammengestellt und erklärt von Weihbischof Dr. S. Waitz* (Innsbruck 1917).

Wie viele Eltern sind entsetzt, wenn sie vor – oder nachgeburtlich die Diagnose „Downsyndrom“ bei ihrem Kind erhalten? Und wie viele Väter und Mütter durften dann – sofern sie das Ungeborene nicht vor der Geburt töten ließen, was leider in solchen Fällen immer häufiger vorkommt – bei allen Schwierigkeiten, die sie nun meistern müssen, mit der republikanischen Kongreßabgeordneten *Cathy McMorris Rodgers* dann doch bekennen, dieses Kind habe sich für ihr Leben als „Gottesgeschenk“ erwiesen?³⁶

Welches Leid müssen ferner Menschen heute noch, und gerade heute in großer Zahl, auf sich nehmen, die trotz christenfeindlicher Umwelt zum Herrn und seiner Kirche stehen! Eine erschütternde Dokumentation über die Verhältnisse im kommunistischen China kann man folgendem Buch entnehmen, das aber andererseits gerade Mut macht, Christus auch in der Verfolgung treu zu bleiben und dadurch zu unendlichem Glück, und zwar auch schon ansatzweise hier auf Erden, zu gelangen: ROSE HU, *Avec le Christ dans les prisons de Chine*, Clovis 2013.

Sabatina James schließlich wuchs als pakistanische Muslima zunächst in Österreich auf, wurde dann aber zur Umerziehung in ihre ursprüngliche Heimat verschickt, der Koranschule zugewiesen und schließlich zu einer von ihr abgelehnten Ehe gezwungen.

Bei ihrer Rückkehr nach Österreich wand sie sich langsam Christus und der katholischen Kirche zu, musste aber feststellen, dass sie in einem „christlichen“ Land vor der Verfolgung nicht ausreichend geschützt wurde, und begab sich so immer wieder auf die Flucht. Dabei setzte sie sich auch aufopferungsvoll für andere Frauen ein, die ein ähnliches Schicksal erleben mussten. Der Titel ihres aufwühlenden Buches lautet: *Nur die Wahrheit macht uns frei. Mein Leben zwischen Islam und Christentum* (München 2011). Eine Reihe weitere Beispiele, wie Leid zum Glück in Christus geführt hat, kann man bei Kocher, *Herausgeforderter Vorsehungsglaube* (338-344), nachlesen.

Papst Johannes Paul II. Rundschreiben über Heil bringendes Leiden

Und sollte uns doch gefühlsmäßig die Not zu übermannen drohen und nicht mehr erträglich zu sein scheinen, dann erinnern wir uns schließlich an unseren Herrn und Meister selbst: Was hat er nicht alles für uns erlitten, er, von dem der Hebräerbrief so schön sagt, dass „wir nicht einen Hohenpriester haben, der nicht Mitleid haben könnte mit unseren Schwächen, vielmehr einen solchen, der in allem in gleicher Weise versucht worden ist – die Sünde ausgenommen (d. h. ohne zu sündigen)“ (Hebr 4,15, vgl. 2,17 f.)? So weiß Christus nicht nur mit göttlichem Wissen, sondern auch mit menschlicher Erfahrung um die Grenzen unserer Belastbarkeit. Wie weit ist damit das Christentum einer Religion wie dem Islam überlegen, dessen Gottheit dem Menschen ganz entrückt ist!

Schöne Gedanken zur Teilhabe des Christen am Leiden ihres Herrn und Meisters findet man im Apostolischen Schreiben „*Salvifici doloris*“ Papst Johannes Paul II. vom 11. Februar 1984, seinem wohl wertvollsten Lehrschreiben, das leider weniger stark rezipiert wurde, weil es nicht so wie manches andere aus der Feder des polnischen Pontifex dem Zeitgeist entsprach. Es wundert uns nicht, dass jemand, der die folgenden Zeilen für die Christenheit geschrieben hat, am Ende seines Lebens, jedenfalls nach dem, was wir von außen beobachten durften, offenbar auch die Gnade und Kraft erhalten hat, im selben Geist sein eigenes schweres Leiden beispielhaft und vorbildlich zu ertragen und nicht sein hohes Amt aufzugeben, sondern alles im Sinne desjenigen, dessen Stellvertreter auf Erden er war, aufzuopfern. In jenem schönen Text lesen wir nun: „Man kann sagen, mit der Passion Christi ist jedes menschliche Leiden in eine neue Situation eingetreten. Ijob hat sie gleichsam vorausgeahnt, als er sagte: ‚Doch ich, ich weiß: Mein Erlöser lebt‘ (Ijob 19,25), und in einer solchen Perspektive sein eigenes Leiden gesehen, das ihm ohne die Erlösung seine volle Bedeutung nicht hätte enthüllen können. Im Kreuz Christi hat sich nicht nur die Erlösung durch das Leiden erfüllt, sondern *das menschliche Leiden selbst ist dabei zugleich erlöst worden* (In Cruce Christi non solum Redemptio per passionem perfecta est, sed ipse etiam dolor humanus est redemptus). Christus hat – frei von jeder eigenen Schuld – das ‚ganze Übel der Sünde‘ – auf sich genommen. Die Erfahrung dieses Übels bestimmte das unvergleichliche Maß des Leidens Christi, das *zum Preis für die Erlösung* wurde. Davon spricht das Lied vom leidenden Gottesknecht bei Jesaja. Davon werden zu ihrer Zeit die Zeugen des Neuen Bundes sprechen, der im Blute Christi geschlossen wird.“ Im folgenden führt der Papst eine Reihe derartiger Stellen, vor allem aus den Briefen des Apostels Paulus, an und fährt dann fort: „Die Teilnahme am Leiden Christi erlangt in diesen Äußerungen des Apostels gleichsam eine doppelte Dimension. Wenn ein Mensch an den Leiden Christi teilhat, dann deshalb, weil Christus *sein Leiden*

³⁵ *Vom Leben und Sterben des Paul Beßler*, ideaSpektrum Sonderdruck 2013.

³⁶ Vgl. *Kind mit Downsyndrom ist ein Gottesgeschenk*, ideaSpektrum 6/2014, 12.

dem Menschen geöffnet hat; weil er in seinem Erlöserleiden gewissermaßen selbst an allen menschlichen Leiden teilhat. Wenn der Mensch im Glauben das Erlöserleiden Christi entdeckt, findet er darin zugleich seine eigenen Leiden; im Glauben sieht er sie nun bereichert durch einen neuen Inhalt und eine neue Bedeutung.“ Und schließlich kommt Johannes Paul II. auch auf das Ende und Ziel aller menschlicher Leiden, in Christus betrachtet, zu sprechen: „Das Kreuz Christi wirft auf solch eindringliche Weise ein heilbringendes Licht auf das Leben und insbesondere auf das Leiden des Menschen, weil dieses Licht im Glauben zusammen mit der Auferstehung zu ihm gelangt: Das Passionsgeheimnis ist vom Ostergeheimnis umfassen“³⁷.

Christi unermessliches Leiden als unser tiefstes Vorbild

Wer einen Eindruck vom Ausmaß des Leidens und der Schmerzen gewinnen will, die der Heiland um unserer Rettung willen auf sich genommen hat, möge einmal aus der Summe des hl. Thomas das Kapitel 46 des dritten Teils lesen! Besonders die Artikel 3 (*Ob eine andere Art der Befreiung des Menschen angemessener gewesen wäre als durch das Leiden Christi*) und 6 (*Ob der Schmerz des Leidens Christi größer als alle anderen Schmerzen war*) müßten trotz der nüchternen Sprache des Aquinaten das Herz jedes vernunftbegabten Wesens rühren und sein eigenes Leiden in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen! Dabei ist zu bedenken, dass Jesu menschlicher Leib und seine menschliche Seele von einem uns unvorstellbaren Maß an Feinheit und Sensibilität geprägt gewesen sein müssen und dass er damit jeden körperlichen und geistigen Schmerz viel intensiver als je ein anderer Mensch empfand.³⁸

Und wer sich noch weiter in das Erlösungswerk unseres Herrn und Meisters vertiefen möchte, kann dies anhand einer detailreichen und erschütternden Beschreibung seines Leidens und Sterbens aus naturwissenschaftlicher Perspektive tun: Dr. Pierre Barbet, *Die Passion Christi in der Sicht eines Chirurgen*, Karlsruhe 1953. Der Mediziner bezieht ausdrücklich das Turiner Grabtuch, das er, sicher zu Recht, für echt hält³⁹, mehrfach in seine Überlegungen mit ein.

Um nachzuempfinden, was unser Herr für uns Menschen gelitten hat, könnte man auch Mel Gibsons Film „Die Passion Christi“ anschauen. Eine solche Empfehlung müsste allerdings mit zwei Einschränkungen verbunden sein. Zum einen orientiert sich Gibson nicht immer an der Bibel, sondern an den Visionen der Anna Katharina Emmerich, die uns in der literari-

schen Brechung durch Clemens Brentano überliefert sind. Zum andern kann man nicht bestreiten, dass der Regisseur auch in anderen Filmen eine übertriebene Neigung zeigt, brutalste Gewaltszenen zu inszenieren – von seinem eigenen etwas merkwürdigen religiösen Weg und seiner teilweise doch recht unchristlichen Lebensführung einmal abgesehen. Dass man in modernen theologischen Kreisen diesen Film meist radikal ablehnt, hat allerdings vor allem einen ideologischen Hintergrund, der gerade eben noch einmal in der „Katholischen SonntagsZeitung für Deutschland“ (Nr. 8/2014, 19) angesprochen wurde: „Und es wurden Vorwürfe laut, der Film weise einseitig den Juden die Schuld am Tod Jesu zu. Die johlende jüdische Menge verlangt im Film die Kreuzigung. Der römische Statthalter Pontius Pilatus erscheint dagegen als sympathische Figur, die Jesus nur widerwillig zu Tode verurteilt.“ Ob Pilatus etwas zu positiv dargestellt ist, darüber lässt sich sicher trefflich streiten. Fakt jedenfalls ist, dass er, historisch gesehen, Jesus von Nazareth auf Drängen der jüdischen Autoritäten im Bund mit der aufgehetzten Volksmenge verurteilte, obwohl er ihn selbst für unschuldig hielt. So steht es schon im Markus-Evangelium (15, 9-15) Und was findet man im babylonischen Talmud? Peter Schäfer, der als evangelischer Theologe einer der besten Kenner des Judentums ist und selbst mit jüdischen Gelehrten zusammenarbeitet, faßt die Botschaft dieses heute noch für viele Juden prinzipiell normgebenden Buches so zusammen: „Ja, wir nehmen die Verantwortung für seinen Tod auf uns. Der römische Statthalter wollte ihn zwar frei lassen, aber wir haben nicht nachgegeben. Jesus war ein Gotteslästerer und Götzendiener, und wenn sein Schicksal den Römern auch gleichgültig war, so haben wir durchgesetzt, dass er bekam, was er verdiente. Wir haben den römischen Statthalter sogar davon überzeugt (oder besser gesagt: ihn gezwungen), dass dieser Häretiker und Hochstapler hingerichtet werden musste – und wir sind stolz darauf“⁴⁰.

Ein solches Maß unaussprechlicher göttlicher Solidarität mit uns armen Menschen, wenn man hier einmal dieses etwas abgegriffene Modewort aus der modernen Theologie verwenden darf, wie Jesus Christus es uns gegenüber durch sein Kreuzesleiden bekundet hat, kennt keine andere Religion als das Christentum. Und der Herr hat als der wahre „Pädagoge“ dieses unermessliche Leid ertragen, um uns ein Beispiel zu geben: „Es ist maßgeblich, dass unser heiliger Erlöser besondere Schmerzen auf sich genommen hat, um seinen Schülern, die die Herrlichkeit im Himmel anstreben, diese harte und unwillkommene Lehre einzuprägen. Hören wir auf seine eigenen Worte: ‚Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir! Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten (Mk 8, 34-35).“⁴¹

Letztlich ist nur die Menschwerdung Gottes selbst, und zwar mit allen historischen Konsequenzen, die diese dann für den Gottmenschen mit sich brachte, in der Lage, das menschliche Leid erträglich zu machen. Letztlich vermag nur der stete Ge-

³⁷ Zitat nach: Apostolisches Schreiben SALVIFICI DOLORIS von Papst Johannes Paul II. über den christlichen Sinn des menschlichen Leidens, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 53/1984, Nr. 19-21, S. 22-24. Der lateinische Originaltext findet sich in AAS 76/1984, 225-228.

³⁸ Tiefe Gedanken zu diesem Thema findet man in der kleinen Schrift des bedeutenden, traditionstreuen katholischen Neutestamentlers C. SPICQ OP, *Ce que Jesus doit à sa mère selon la théologie biblique et d'après les théologiens médiévaux*, Montreal-Paris 1959, 42-53 (mit Literaturhinweisen in den reichhaltigen Anmerkungen). Spicq lehrte übrigens mehrere Jahre Exegese im Priesterseminar von Erzbischof Marcel Lefebvre zu Écône.

³⁹ Vgl. die im Jahre 2005 von uns in der *Kirchlichen Umschau* publizierte Artikelreihe zur Echtheit des Turiner Grabtuchs.

⁴⁰ PETER SCHÄFER, *Jesus im Talmud*, Tübingen 2010, 150 f.

⁴¹ PAUL KARL (Hrsg.), *Warum muss ich leiden? Zur Erleuchtung und zum Trost der Seelen*, nach Rev. Fr. Francis J. Remler CM, Langquaid 2009, 75.

danke an die *Imitatio Christi*, an die Kreuzesnachfolge des Herrn (vgl. Mk 8,34; 1 Petr 2,21), den gegen das Leid rebellierenden Seelenkräften des Menschen Ruhe und Frieden zu verleihen. Es ist die Einsicht in die Heilswirksamkeit der Torheit vom Kreuz (1 Kor 1,23), die Thomas von Kempen den Satz hat schreiben lassen: „Nihil Deo acceptius, nihil tibi salubrius in mundo isto, quam libenter pati pro Christo“ („Nichts ist Gott angenehmer, nichts dir heilsamer auf dieser Welt als gerne für Christus zu leiden“, *Imitatio Christi* 2,12,14). Man kann gerade für die heutige Zeit, die das Kreuz in jeder Hinsicht beiseite schiebt, um dem eigenen Bauch wie einem Götzen zu dienen (Phil 3,18 f.), diesen Autor – trotz seines etwas spröden Stils und seiner manchmal sehr strengen geistlichen Ratschläge – als Grundlage eines spirituellen Lebens nicht warm genug empfehlen. Ganz besonders gilt das für die Fasten – und die Passionswochen.

Wir dürfen uns für unsere Hochschätzung übrigens auf einen unverdächtigen Zeugen berufen: Der protestantische Theologe Dietrich Bonhoeffer, der seinen christlichen Widerstand gegen das barbarische Naziregime mit dem Leben bezahlte, schrieb 1943 im Gefängnis: „Es gibt neben dem Wir doch auch ein Ich und Christus, und was das bedeutet, kann gar nicht besser gesagt werden als in der *Imitatio Christi*, die ich jetzt in der lateinischen Ausgabe hin und wieder lese (sie ist übrigens lateinisch unendlich viel schöner als deutsch).“⁴²

Warum geht es Guten oft schlecht?

Durch die Bereitschaft, uns zufallendes Leid in der Nachfolge Christi demütig und mit Opferbereitschaft zu tragen oder sogar freiwillig ein Kreuz auf uns zu nehmen – was nicht das Geringste mit selbstzerstörerischem Masochismus gemein hat! -, können wir zum einen unsere eigene Schuld vor Gott verkleinern und zeitliche Sündenstrafen bereits hier auf Erden abbüßen. Daher spricht der katholische Priester, wenn er das Sakrament der hl. Beichte im traditionellen Ritus spendet, die schönen und tröstlichen Worte: „Passio Domini nostri Jesu Christi, merita beatae Mariae Virginis, et omnium Sanctorum, quidquid boni feceris et mali sustinueris, sint tibi in remissionem peccatorum, augmentum gratiae, et praemium vitae aeternae.“ – „Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus, die Verdienste der seligen Jungfrau Maria und aller Heiligen und was du Gutes getan und Böses/Übel ertragen hast, möge dir zur Vergebung der Sünden, Vermehrung der Gnade und zum Lohn des ewigen Lebens gereichen.“⁴³

Hier ist auch der Schlüssel zur Beantwortung der Frage, warum Gott nicht selten gerade die Gerechten leiden läßt, während es den Ungerechten (scheinbar) gut geht. Dies ist und war eine uralte Frage der Menschheit, die sich bereits im Alten Testament findet, so z. B. in Psalm 72/73 und bei Malachias (3, 13-21); an letzterer Stelle wird dabei auch schon der eschatologische Ausgleich erwähnt. So formulierte der frühgriechische Dichter Theognis (Verse 377-380), um auch ein heidnisches Beispiel zu nennen, eine ähnliche Anklage dem „Göttervater“ Zeus gegen-

über, und zwar mit sehr scharfen Worten: „Wie kann nun dein Geist, Sohn des Kronos, die Kühnheit besitzen, sündhafte Menschen genauso zu behandeln wie den Gerechten, gleich ob der Geist sich zur Besonnenheit (*epi sōphrosynēn*) gekehrt hat oder zum Frevel (*pros hybrin*), (letzteres nämlich) bei denjenigen Menschen, die sich auf ungerechte Taten einlassen.“ Aber Gott hatte uns schon im Alten Bund *seine* göttliche Gerechtigkeit offenbart, wenn es im Buch Tobias heißt: „Und weil du wohlgefällig warst vor Gott, musste die Prüfung dich bewähren.“ – „Et quia acceptus eras Deo, necesse fuit ut tentatio pobaret te“ (Tob 12,13 VULG, siehe die Lesung im traditionellen Meßformular vom hl. Erzengel Raphael am 24. Oktober). Zu Recht lesen wir in der Fußnote zu dieser Stelle in der zweisprachigen Ausgabe der Vulgata von Allioli-Arndt: „Der Wert der Leiden: Wen kein Leiden und keine Prüfung heimsucht, dem fehlt etwas an der Heiligkeit.“⁴⁴ Ähnlich lesen wir im Buch der Sprüche (Prov 3,12): „Wen der Herr liebt, den züchtigt er.“ Derselbe Vers findet sich auch als Zitat im Hebräerbrief des Neuen Testaments (Hebr 12,6). Also hat das Leiden für den sich um Gerechtigkeit und Liebe bemühen, mit Gott verbundenen Menschen eine heilsame Wirkung oder kann sie zumindest haben, wenn er es demütig annimmt.

Aufopferung des menschlichen Leidens

Zusammen mit einem weiteren erwägenswerten Aspekt erwähnt P. Gerd Heumesser im Anschluß an den hl. Thomas von Aquin (S. th. I q. 21 a. 4 ad 3) diese Sünden tilgende Qualität des persönlichen Leidens auch bei an sich guten Menschen: „Und wo ist Gottes Gerechtigkeit, wenn die guten Menschen hier in der Welt leiden müssen? Ist das nicht ungerecht? „Auch wenn die Gerechten hier auf der Erde bestraft werden, offenbart sich darin die Barmherzigkeit Gottes. Dadurch werden ihre läßlichen Sünden getilgt und sie werden von den Anhänglichkeiten losgelöst und mehr zu Gott erhoben.“⁴⁵ Ersterer Gesichtspunkt ist natürlich nur einsichtig zu machen, wenn ein Abbüßen der leichten Sünden ersatzweise auch noch nach dem Tod vorgesehen ist. Wer, wie die Protestanten, die Existenz des Fegfeuers bestreitet⁴⁶, steht hier vor einem Problem. Alle katholischen Dogmen hängen eben in einem wunderbaren „nexus mysteriorum“, einer engen Verbindung der Glaubensgeheimnisse, miteinander zusammen!

Zum anderen sind wir Glieder an Christi Mystischem Leib Christi und gehören zur „Gemeinschaft der Heiligen“, der „*Communio Sanctorum*“, wie wir im Apostolischen Glaubensbekenntnis sprechen. Folglich können wir unsere Leiden auch für die Nöte, Sorgen oder Vergehen anderer Menschen aufopfern, solcher, die noch im Fleisch gehalten werden, aber auch solcher, die, bereits verstorben, der endgültigen Erlösung im

⁴⁴ Regensburg-Rom 1914, I 1314

⁴⁵ GERD HEUMESSER, *Heilige Wissenschaft – Ein kleiner Einblick in die Gedankenwelt des Thomas von Aquin*, Aachen 2013, 18.

⁴⁶ Vgl. Verf., *Persönliches/Allgemeines Gericht – Verdammnis – Fegfeuer – Limbus: Zu heute besonders angegriffenen Elementen der katholischen Eschatologie*, in: Verf. (Hrsg.), *Endzeit und Letzte Dinge: Was erwartet den Menschen künftig?* Aachen 2013, 44-156, v. a. 92-97; 118-134.

⁴² Zitat nach: GIBBERT KRANZ, *Thomas von Kempen – Der stille Reformator vom Niederrhein*, Moers 1993, 52.

⁴³ RITUALE ROMANUM, Tit. III cap. 2, Ratisbonae 1929, 71.

Reinigungsort harren. Damit erfüllen wir genau jene so herrliche Aufgabe, die der hl. Paulus in die Worte gekleidet hat: „Nun freue ich mich über meine Leiden für euch und ergänze das, was an Christi Drangsalen noch aussteht, an meinem Fleisch für seinen Leib, welcher die Kirche ist“ (Kol 1, 24).

Den tiefen Zusammenhang zwischen dem Leiden des Herrn und dem Leiden seiner Jünger hat der katholische Exeget Marius Reiser anhand dieser Stelle so erklärt: „Da der Leib Christi nur als von Leiden gezeichneter wirklich Leib Christi ist, muss die Kirche, sofern sie Leib Christi ist, und jedes Glied an ihr die noch fehlenden Leiden ständig ‘am eigenen Fleisch’ ergänzen“⁴⁷. Alle Christen, die ein Mitwirken des Menschen an seinem Heil außer durch den Fiduzialglauben (Erlösung durch undogmatisches Vertrauen darauf, allein durch die Gnade erlöst zu sein) ablehnen und außerdem die Bedeutung der „Communio sanctorum“ abschwächen, mögen einmal erwägen, welcher Zugang zu einem tiefen, authentisch christlichen Verständnis für das Leid ihnen damit seit der Reformation, jedenfalls in der Theorie, verlorengegangen ist!

Der Lohn des geduldig ertragenen Leids: Der Triumph mit Christus!

Gerade wenn wir uns in der Fastenzeit Gedanken über die Bedeutung des menschlichen Leidens machen, dürfen wir als Christen etwas Wesentliches nicht übersehen. Das entbehrungsreiche und opfervolle Leben unseres Herrn Jesus Christus, den wir durch unser geduldig ertragenes Leiden, gleich welcher Art es sein mag, nachzuahmen versuchen, endete nicht in der Verzweiflung und in der Sinnlosigkeit, sondern im größten Siege: Im Triumph der Auferstehung, in der Herrlichkeit des Osterfestes! Und das bedeutet für uns nicht nur eine Auferstehung vom Tode, sondern auch das Ende der Sünde, die wir zu bekämpfen uns gerade in der vierzigstägigen Bußzeit angestrengt haben. Vorläufig und unvollkommen lässt sich dieser Glückszustand schon hier in „diesem Tal der Tränen“ (Ps. 83, 7 LXX/VULG, vgl. das „Salve regina“) verwirklichen, endgültig im ewigen Reiche Christi. Welch ein Trost ist uns hier gegeben! Sagt nicht auch der heilige Paulus so schön: „Wenn wir aber mit Christus gestorben sind, glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden. Denn wir wissen, dass Christus, von den Toten auferweckt, nicht mehr stirbt, der Tod hat keine Macht mehr über ihn. Insofern er nämlich starb, starb er ein für allemal der Sünde; insofern er aber lebt, lebt er für Gott. Ebenso sollt auch ihr euch als tot für die Sünde betrachten, aber als lebend für Gott in Christus Jesus.“ (Röm 6,8-11)

Wie klar hat diesen Zusammenhang zwischen Kreuz und Auferstehung, zwischen Leid und Herrlichkeit sowohl Christi selbst als auch seiner Jünger der römische Kaiser Konstantin der Große gesehen! Nach seinem Toleranzedikt des Jahres 313 zu Mailand, das wir im vergangenen Jahr gefeiert haben und das ein Ende der Christenverfolgungen brachte, breitete er bereits

ein Jahr später (314) in seiner Rede zum Karfreitag vor der Gemeinde in Trier seine zutiefst christlichen Gedanken aus. Dabei tröstete er mit seinem Hinweis auf Jesu Tod am Karfreitag und seinen anschließenden Sieg durch die Auferstehung am Ostersonntag die Gläubigen und machte ihnen angesichts der menschlichen Übel und des Leides große Hoffnung, ja schenkte ihnen die einzige Hoffnung, die uns wahrhaft trägt: „Daher geschieht es denn auch, dass man, wenn man die Erfahrung von Übel machen muss, seinen Glauben nicht bereut und dass man unerschütterlich an der Hoffnung auf Gott festhält. Denn wenn die Seele zu dieser Haltung gelangt ist, dann hat Gott Einzug in das Denken gehalten. Dieser (sc. Gott) ist unbesiegbar, und folglich wird diejenige Seele, die die Unbesiegbarkeit in ihr Denken aufgenommen hat, auch nicht von den sie umgebenden Übeln überwältigt werden. Das aber haben wir gelernt durch Erfahrung aus dem Sieg Gottes, der seine Fürsorge allen zukommen läßt, der durch die Ungerechtigkeit der Frevler beleidigt wurde, doch durch das Leiden keinerlei Schaden genommen, vielmehr einen gewaltigen Sieg über die Schlechtigkeit errungen und sozusagen einen ewigen Siegeskranz gewonnen hat, indem er das Bestreben seiner Fürsorge und seiner Zuneigung zu den Gerechten zur Vollendung führte, die Grausamkeit der Ungerechten und Frevler aber zuschanden machte“⁴⁸.

Leid und christliche Freude

Man darf sogar noch einen Schritt weiter gehen. Bezeichnend für die wahre christliche Haltung dem Leid gegenüber ist die oben zitierte Bemerkung des hl. Paulus aus dem Kolosserbrief, dass er sich sogar seiner Leiden freut. Betrübnis darf ein Christ eigentlich nur über seine Sünden empfinden, über nichts anderes (2 Kor 7,10), wenn dies in der Lebenspraxis für das gefallene Geschöpf zugegebenermaßen auch nicht immer leicht zu verwirklichen ist. Das Innerste des Herrenjüngers, sein Herz, sollte im Idealfall trotz aller äußerlichen Unbill unberührt von der zerstörerischen Kraft durch Niedergeschlagenheit und Depressionen bleiben. Er weiß sich von Christus erlöst, und diese Gewißheit ist ihm Quelle steter Freude. Was lässt der große christliche Dichter und Denker C. S. Lewis in seinem so herrlichen Buch „Dienstanweisung für einen Unterteufel“ den Ober-teufel Screwtape seinem Schüler Wormwood über Gott sagen: „Ich weiß, wir haben durch Vergnügungen schon manche Seele gewonnen. Trotzdem, die Freude ist Seine Erfindung, und nicht die unsrige. Er hat sie geschaffen; trotz unserer ganzen so weit entwickelten Forschung ist es uns bisher nicht gelungen, eine einzige wahre Freude hervorzubringen. Alles, was wir tun können, ist die Menschen anzuspornen, die vom Feinde geschaffenen Freuden zu Zeiten oder in einer Weise oder in einem Grade zu genießen, die Er nicht erlaubt“⁴⁹.

⁴⁷ MARIUS REISER, *Das Kreuz Christi und das Kreuz der Christen*, in: *Erbe und Auftrag* 73/1997, 15 Anm. 41. Leider wird heute, wie Kocher zu Recht feststellt (a. O. 344), „die Teilhabe des Menschen am erlösenden Leiden des Gottessohnes in der theologischen Wissenschaft kaum gewürdigt.“

⁴⁸ KONSTANTIN, *Rede an die Versammlung der Heiligen*. Eingeleitet und übersetzt von Klaus Martin Girardet, *Fontes Christiani* 55/2013, 187/189. Die Autorschaft des uns in griechischer Sprache im Anhang zur Konstantinsvita des Eusebius überlieferten Textes ist wohl nicht ganz gesichert. Girardet jedoch plädiert für sie, immerhin mit Argumenten, die überlegenswert sind, aber vielleicht trotzdem nicht jeden überzeugen (15-25).

⁴⁹ C. S. LEWIS, *Dienstanweisung für einen Unterteufel*. Neuausgabe, illustriert von H. E. Köhler, ²⁷Freiburg/B. 1986, 42.

Sollte der Jünger Jesu sich aber einmal gegen die Gnade der Erlösung durch sein eigenes Fehlverhalten, seine Sündhaftigkeit vergehen und damit seine echte Freude gefährden, so weiß er, dass Gottes Barmherzigkeit ihm immer im Sakrament der Buße offensteht. Würden mehr Menschen heute – bei allem äußerlichem Kummer – aus diesem tiefen Glücksempfinden heraus leben, gäbe es so manche seelische Krankheit weniger, könnten wieder wahre Priester die Aufgabe übernehmen, die heute in einer unzureichenden Ersatzfunktion teilweise den Psychologen und Psychiatern zugefallen ist. Tiefe Überlegungen zu diesem modernen Phänomen findet man bei *Fulton J. Sheen* (Weihbischof von New York) im Kapitel „Psychoanalyse und Beicht“ seines Buches „Friede ohne Fragezeichen“ (dt. Übersetzung Regensburg 1951, 144-173) und bei *Georg Siegmund*, „Gottesglaube und seelische Gesundheit“, dort ebenso vor allem im Kapitel „Psychoanalyse und Beichte“ (Leutesdorf 1984, 220-232). Neueste Ergebnisse aus Forschungen von Psychiatern und Neurowissenschaftlern bestätigen die Kraft des Glaubens für die seelische Gesundheit: „Diese aktuellen Befunde stützen die immer besser fundierte These, dass der Glaube für die Psyche einen Schutzfaktor darstellt.“⁵⁰ Mit dem von uns angerissenen Plädoyer für ein konsequentes Leben aus dem christlichen Glauben heraus und für die Bedeutung der priesterlichen Hilfestellung soll natürlich nicht bestritten werden, dass manchmal auch ein engagierter Christ professioneller Hilfe von Psychologen oder Psychiatern bedarf. Und selbstverständlich gibt es auch durchaus Seelenärzte, die ihre fachliche Kompetenz wirklich zum Wohle erkrankter Menschen einsetzen, vor allem dann, wenn sie ihren Beruf auf dem Fundament des christlichen Glaubens ausüben oder zumindest diesem nicht zuwider arbeiten.

Kommen wir auf die Freude zurück! Zu ihrer christlichen Idealgestalt heißt es so schön im Philipperbrief an jener Stelle, die die hl. Kirche den Gläubigen in der Lesung des dritten Adventssonntags „Gaudete“ im Rahmen einer gewissen Unterbrechung der ersten Bußzeit (die die Wochen der Vorbereitung auf Weihnachten eigentlich traditionell sein sollten!) vorlegt: „Freuet euch allzeit im Herrn! Noch einmal sage ich: Freuet euch! Eure Güte möge allen Menschen bekannt werden. Der Herr ist nahe. Um nichts macht euch Sorgen, sondern eure Anliegen sollen in allem durch Gebet und Flehen unter Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, der alles Begreifen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken behüten in Christus Jesus.“ (Phil 4,4-7) So hat man schon im frühesten Christentum immer wieder, gerade angesichts von Drangsal und Not, davor gewarnt, zu vergessen, dass die Botschaft Christi, sein „Evangelium“, eine Botschaft der Freude ist und dass es sich für den Christen nicht geziemt, sich von der Trübsal beherrschen zu lassen. Wenn wir hier den Charakter der „Frohbotschaft“, bedingt durch unsere Thematik, betonen, wollen wir selbstverständlich keinen Widerspruch zur „Drohbotschaft“ postulieren, wie es in der Primitiv-Theologie unserer Tage immer wieder geschieht: Denjenigen, die Jesus und seine Lehre *wider bessere Einsicht* nicht annehmen *wollen*, z. B. weil sie dann ihr unchristliches Leben ändern müssten⁵¹, stellt der Herr nun einmal mehrfach schlimmste Strafen vor Augen (z. B. Mk 16,16; Mt 25,46).

⁵⁰ MARTINA LENZEN-SCHULTE, *Schützt die Religion vor Depression? Gläubige trotzten sogar hohem genetischem Risiko*, FAZ Nr. 36 vom 12.02.2014, S. N 1.

Entsprechend dem Aufruf Christi zur wahren Freude heißt es im *Hirten des Hermas* aus dem 2. Jahrhundert, um wenigstens ein Beispiel aus den Kirchenvätern anzuführen: „Ziehe also jenen Frohsinn an, der Gott stets wohlgefällig und angenehm ist und freue Dich in Ihm. Denn jeder fröhliche Mensch tut Gutes, denkt Gutes und verachtet die Traurigkeit ... Alle die werden in Gott leben, welche die Traurigkeit von sich werfen und sich in lauter Frohsinn kleiden ...“⁵². Wir sehen also schon in dieser frühen Mahnung, welche hohen Rang die Jünger Jesu von Anfang an der (wahren) Freude beigemessen haben. So wundert es nicht, dass der hl. Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert nicht zögerte, das Maß der Gottes- und Nächstenliebe eines Christen sogar geradezu vom Maß seiner heiligen Freude her zu bestimmen.⁵³

Die christliche Lehre von der Freude, auch (und gerade!) angesichts des Leids, lässt sich schließlich nicht treffender zusammenfassen als in jenem volkstümlichen Sprichwort, das einer Reihe von Heiligen, vor allem Franz von Sales, aber auch Don Bosco und Philipp Neri zugeschrieben wird: „Ein Heiliger, der traurig ist, ist ein trauriger Heiliger!“ Uns kleinen rheinischen Katholiken wurde dieses Motto Ende der 50-er Jahre des vorigen Jahrhunderts schon in der ersten Klasse der Volksschule von unserem Kaplan Bruno Neuwinger mit auf den Lebensweg gegeben, und zwar in rheinischem Dialekt: „Ne Hillije, dä traurisch is, is e traurije Hillije“; ich habe jene Worte nie ganz vergessen. Mögen wir sie gerade auch in der Fastenzeit uns angelegen sein lassen – ganz dem Geist Jesu Christi entsprechend, wie ihn uns die Göttliche Liturgie des Westens vor Augen stellt, und zwar im Evangelium vom Aschermittwoch, wo der Heiland selbst sagt: „Cum jejunatis, nolite fieri, sicut hypocritae, tristes.“ – „Wenn ihr fastet, sollt ihr kein finsternes Gesicht machen wie die Heuchler.“ (Mt 6,16; Übersetzung nach dem Schott-Meißbuch, Ausgabe von 1962)

⁵¹ Möglicherweise steht eine solche Bemerkung heute auch schon unter Tabu-Verbot. Aber die Kirche hat, in einer langen abendländischen Tradition stehend, immer so gedacht. In seiner Enzyklika „*Humani generis*“, die vor allem gegen Fehlansätze der „*Nouvelle théologie*“ gerichtet war, erwähnte Papst Pius XII. im Jahre 1950 die enge Beziehung, die zwischen einer unchristlichen Lebensführung und dem mangelnden Verständnis für die christlichen Glaubensgeheimnisse besteht: „Der menschliche Verstand aber ist sowohl wegen des Antriebes der Sinne und der Einbildung als auch wegen der verkehrten Begierden, die aus der Ursünde herrühren, beim Erwerb solcher Wahrheiten Schwierigkeiten unterworfen. So kommt es, dass die Menschen sich in solchen Dingen gerne einreden, es sei falsch oder wenigstens zweifelhaft, von dem sie selbst nicht wollen, dass es wahr sei ... Der Mensch kann nämlich – sowohl verleitet durch vorgefaßte Meinungen als auch angestachelt von Begierden und einem bösen Willen – nicht nur der vor Augen liegenden Offensichtlichkeit äußerer Zeichen, sondern auch den Eingebungen von oben, die Gott in unsere Herzen gießt, widersprechen und widerstreiten.“ (DH 3875 f.) Vgl. auch die wertvollen Gedanken Dietrich von Hildebrands in den Kapiteln „Für die Erkenntnis bedeutsame Haltungen“ und „Deformationen des Erkennens“ innerhalb seines Essays „Die Idee einer katholischen Universität“, zuerst New York 1953, jetzt in: *Idolkult und Gotteskult*, Gesammelte Werke VII, Regensburg 1974, 343-354.

⁵² PASTOR HERMAE, *Mandata* 10,3; SC 53/1958, 190.

⁵³ Siehe SPIRITUAL MICHAEL RIEDL, *Die christliche Freude*, in: *Das christliche Abendland und die fremden Religionen*, hg. von Heinz-

Leid als Strafe für Sünde und Schuld?

Kommen wir noch einmal auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sünde und Übel bzw. Leid zurück. Wir hatten gesehen, dass man in der modernen Theologie einem Tun-Ergehen-Zusammenhang äußerst skeptisch gegenüber steht, was jedenfalls in dieser Pauschalität unberechtigt ist. Jene Zurückhaltung, vorsichtig ausgedrückt, zieht sich bis in die Liturgiereform hinein, wobei jedoch nicht alle Gebete davon infiziert sind. Der Bonner Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards machte aber auf einen eklatanten Fall aufmerksam: „Als weiteres Beispiel für die Beharrlichkeit der archaischen Vorstellung des Tun-Ergehen-Zusammenhangs in Bezug auf Naturereignisse sei die Postcommunio des Formulars ‚Zur Zeit von Erdbeben‘ im alten Missale Romanum zitiert: *Herr, schütze uns, die wir Dein Heiliges genießen, und mach in himmlischer Gnade die Erde wieder ruhig, die wir unserer Sünden wegen haben erzittern sehen; laß die Herzen der Sterblichen erkennen, dass Dein Unwille es ist, der solche Geißeln schickt, und Dein Erbarmen allein sie wieder von uns nimmt. Durch unseren Herrn.* Zurückhaltender formuliert das Tagesgebet ‚Bei Erdbeben‘ im jetzigen Meßbuch: *Herr, höre unser Flehen, hab Erbarmen mit uns und unserer Angst, denn die Erde, die du uns zur Wohnstatt gegeben hast, wankt und bebt. Beschütze uns und rette uns aus aller Gefahr, laß uns deine Macht erfahren, damit wir dir in Dankbarkeit dienen. Darum bitten wir durch Jesus Christus.*“⁵⁴ Das erste, dem traditionellen christlichen Denken verpflichtete Postcommunio-Formular wollen wir uns auch noch in der lateinischen Originalsprache anschauen, da es ja in dieser Form liturgisch verwendet wird: „Tuere nos, Domine, quaesumus, tua sancta sumentes: et terram, quam vidimus nostris iniquitatibus trementem, superno munere firma; ut mortalium corda cognoscant, et te indignante talia flagella prodire, et te miserante cessare. Per Dominum nostrum.“

Es kann vom christlichen Standpunkt aus überhaupt nicht ernsthaft bestritten werden, dass den Menschen das Leid aufgrund seiner allgemeinen Sündhaftigkeit trifft. Selbst diese dogmatische Wahrheit scheint aber vielen Zeitgenossen schon zu weit zu gehen. Wir dürfen bei unserer Fragestellung jedoch nicht übersehen, dass uns eine Reihe von Stellen aus dem Neuen Testament sogar die Möglichkeit eines *direkten und engsten Zusammenhangs* zwischen individueller Krankheit bis hin zum Verlust des Lebens und vorangegangener persönlicher Schuld offenbaren. Wenn wir jene Passagen hier erwähnen, sind wir uns durchaus bewußt, dass Gott dort nicht etwa nur als der gerechte Vergelter handelt, sondern vorrangig als der, der letztlich das Heil der Menschen will; die Abschnitte selbst zeigen allesamt, dass sie zum Umdenken der Betroffenen oder, wenn diese tot sind, der anderen Menschen anleiten wollen. „Gott ist wie ein guter, gründlicher Arzt, der sich nur einem verschrieben hat, dem Leben der Kranken“, schrieb Klaus Berger in seinem Buch

„Wie kann Gott Leid und Katastrophen zulassen?“ (Stuttgart 1996, 243)

So berichtet uns Lukas über den sofortigen Tod des Ananias und der Sapphira als Strafe für die von ihnen vorgetragene Lüge, sie hätten ihr ganzes Vermögen in die christliche Gemeinschaftskasse abgeliefert (Apg 5,1-11). Paulus erinnert an Unzucht und Unbotmäßigkeit der Israeliten des Alten Bundes gegenüber Gott, was u. a. 23.000 von ihnen das Leben gekostet habe (1 Kor 10,7-10). Schließlich mahnt er zur Umkehr in der Haltung gegenüber dem göttlichen Kult, da wegen der Verunehrung der Eucharistie bereits manche Christen von Krankheit befallen oder sogar gestorben seien (1 Kor 11,30). Wie wenig man leider heute noch auf solche klaren Warnungen der Offenbarung hören will, kann man z.B. daran erkennen, dass man gerade diesen Abschnitt aus der Lesung der Liturgie vom Gründonnerstag gestrichen hat. Und dabei wären jene Worte heute nötiger denn je!

Oben hatten wir hingegen schon Stellen aus der Hl. Schrift kennengelernt, wo Christus sich gegen einen *unmittelbaren* Zusammenhang zwischen dem Leid konkreter Menschen und ihren potentiellen individuellen Verfehlungen aus der Vergangenheit zu wenden scheint. Als Fazit ergibt sich aus den sich nur scheinbar widersprechenden Aussagen des Neuen Testaments: Die Verurteilung des Menschen zum Leid in allen seinen Formen ist nicht nur allgemein eine Folge der Sünde. Vielmehr *kann* es in einzelnen Fällen sehr wohl in göttlicher Perspektive, wie uns die Offenbarung zeigt, einen ganz konkreten Zusammenhang zwischen Unglück und vorangegangenen individuellem Vergehen geben. Aber wir als Menschen sollten uns zurückhalten, derartige Fälle apodiktisch zu diagnostizieren. Das kann eben nur der allmächtige und allwissende Gott.

Wir Menschen dürfen und wollen uns als Sünder nicht als Richter aufspielen. Vielmehr sollen wir uns darum bemühen, so gut wie wir es mit unseren schwachen Kräften vermögen, das uns selbst von Gott auferlegte Leid, welches es auch immer sei, in Demut und Geduld zu tragen und anderen beim Tragen ihrer Last zu helfen. Und da wir um unsere Begrenztheit wissen, müssen wir beständig um die göttliche Gnade der Beharrlichkeit flehen, um jenes „donum perseverantiae“, über das der hl. Augustinus Wichtiges geschrieben hat. Dieses Anliegen wollen wir immer wieder der Allerheiligsten Dreifaltigkeit im Gebet vortragen.

Die Gottesmutter als unser Vorbild und unsere Fürsprecherin

Zugleich wollen wir uns dabei auch der Fürsprache der Heiligen versichern, allen voran der Gottesmutter, der „Mittlerin aller Gnaden“⁵⁵! Sie wußte bereits seit der Botschaft des Engels, der ihr die größte aller Gnaden verkündete, nämlich dass sie Mutter des Gottessohns werden dürfe, welche Leiden sie an der Seite ihres Kindes erwarteten. Denn Maria kannte die Prophetien der Heiligen Schrift, die sich nun in ihrem Sohn Jesus und

Lothar Barth (Theologische Sommerakademie in Schönenberg 1996), Stuttgart 1998, 7-32, v. a. 15 f.

⁵⁴ ALBERT GERHARDS, *Pro quacumque necessitate – Katastrophenbewältigung in liturgischen Traditionen des Judentums und Christentums*, in: *Katastrophen – und die Antworten der Religionen*. Herausgegeben von Wolfram Kinzig und Thomas Rheindorf, Würzburg 2011, 121-135, Zitat 135.

⁵⁵ Zum richtigen Verständnis dieses Titels, den das kirchliche Lehramt, gestützt durch die Tradition, mehrfach verwendet hat, der aber auch in der Liturgie begegnet, siehe P. MATTHIAS GAUDRON, *Die Gnadenvolle – Die Lehre der Kirche über die Allerseligste Jungfrau Maria*, Stuttgart 2008, 97-113.

damit auch an ihr erfüllen sollten⁵⁶. Außerdem wurde ihr vom greisen Simeon im Tempel zu Jerusalem darüber hinaus noch ausdrücklich prophezeit, dass nicht nur ihr göttlicher Sohn leiden müsse, sondern in untrennbarer Gemeinschaft mit ihm ein Schwert auch ihre Seele durchbohren werde. Rein sprachlich ist dieses enge Zusammenwirken dadurch ausgedrückt, dass der

⁵⁶ Wie zu so vielen Bibelstellen findet der des Lateinischen Kundige herrliche Gedanken zur Verkündigungsszene in den „Meditationes“, den „Betrachtungen“ des Ludovicus de Ponte S. J., wo der Autor auch die Dimension des künftigen Leidens der Gottesmutter berücksichtigt.: „Sed, quo huius consensus (gemeint ist das „fiat“ Mariens) praestantia clarius appareat, expendendum est, Beatam Virginem non tantum in magnifica illa angeli promissa mentis oculos coniecisse, sed simul in gravissimos labores, quos promissus Filius erat perpesurus, quosque ex Scripturis Sacris ipsa didicerat, et quorum ipsa esset magnam partem subitura. Quare ita matris tanti Filii dignitatem acceptavit, ut eius quoque onus gravissimum amplecteretur. Ac propterea etiam se Domini ancillam nominavit, cui non ut dominae ministraretur, sed quae ipsa potius, ut ancilla, ministraret et pateretur.“ (VEN. P. LUDOVICI DE PONTE S. J., *Meditationes de praecipuis fidei nostrae mysteriis*, de Hispanico in Latinum translatae Melchiorre Trevinnio SJ, de novo in lucem datae cura Augustini Lehmkühl SJ, editio altera recognita, pars II, Friburgi Brisgoviae MCMVIII, 85) Maria erklärt sich also in Kenntnis der alttestamentlichen Prophetien mit ihrer Zustimmung zum Heilsplan Gottes auch bereit, als Magd all jene Leiden auf sich zu nehmen, die mit dieser Aufgabe verbunden sind.

Maria betreffende Teil der Aussage in einer eigenartigen Parenthese eingefügt ist, so dass ihr Schicksal schon formal ganz eng mit dem ihres Messias-Sohnes verwoben ist. Simeon spricht die Jungfrau Maria nämlich so an: „Siehe, dieser ist vielen in Israel zum Falle und zur Auferstehung gesetzt und zu einem Zeichen, das Widerspruch erfährt – und auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen –, auf dass aus vielen Herzen die Gedanken offenbar werden.“ (Luk 2,34 f.). Aber all das Leid, das Maria um ihres Sohnes willen und mit ihm zusammen über so viele Jahre hin ertragen musste, endete schließlich in der himmlischen Glorie⁵⁷: Als Königin des Himmels wurde sie mit Leib und Seele von ihrem Christkönig aufgenommen (gemäß dem von Papst Pius XII. verkündeten Mariendogma von 1950) und ging uns voraus, immer bereit, für uns in unseren Sorgen und Nöten mit ihrem mütterlichen Herzen beim göttlichen Sohn Fürsprache einzulegen.

Dr. Heinz-Lothar Barth
Heerstr. 67, 53111 Bonn
h-l.barth@uni-bonn.de

⁵⁷ Wunderbare Gedanken zum vielfältigen Leid Mariens, dann aber auch zu ihrer himmlischen Herrlichkeit, die oft aus den Kirchenvätern und bedeutenden katholischen Theologen genommen sind, findet man in folgendem, jüngst beim Sarto-Verlag unverändert nachgedruckten Werk: *Maria, die unvergleichliche Jungfrau und hochheilige Gottesgebärende*, vom heiligen Kirchenlehrer Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu, aus dem Lateinischen zum ersten Mal als Ganzes in das Deutsche übersetzt (mit Weglassung nicht mehr zeitgemäßer Kontroversen) von Dr. Karl Telch, Professor der Theologie, ¹Warnsdorf 1933, ²Stuttgart 2013, 406-473.

UWE CHRISTIAN LAY

Neuevangelisation

Zwei Begriffe bestimmen die innerkirchliche Diskussion zumindest im deutschsprachigen Raum: Reformen und Neuevangelisation. Ersterer ist das Lieblingsmantra des linksliberalen Katholizismus und meint nichts anderes als die Anpassung an den Zeitgeist, um so besser bei den Menschen anzukommen: die Verweltlichung der Kirche.

Ist nun der Begriff der Neuevangelisation der Oppositionsbegriff dazu: meint er die Verkirklichung der Kirche? Der Adressat dieser Evangelisation soll ja nicht der Nichtchrist sein, sondern der Christ. Bekehrte sollen noch einmal bekehrt werden? Eine einfache Beobachtung volkskirchlicher Realität steht wohl dahinter: dass anscheinend auch vielen getauften und gefirmten Katholiken ihr Glaube recht gleichgültig ist, dass sie nicht leben, was sie glauben, wenn sie denn überhaupt im Sinne

der Kirche glauben. Der Gesamtkomplex der Vermittlung des Glaubens der Kirche, von den Eltern über den schulischen Religionsunterricht, den kirchlichen Unterricht, der Erstkommunionvorbereitung, der Firmungsvorbereitung und die Bildungsarbeit der Gemeinden und der kirchlichen Verbände, ein fast unüberschaubar großer Komplex versagt – nicht völlig, aber weitestgehend. Denn sonst müssten diese Vermittlungsinstanzen die Forderung nach einer Neuevangelisation unnötig machen.

Was leisten die Vermittlungsinstanzen des Glaubens?

Das bedeutet auch zu fragen: woran wird der Erfolg bzw. der Misserfolg dieser Vermittlungsinstanzen festgemacht? Vorläufig sagen wir: ob es gelingt, den Glauben der Kirche so zu vermitteln, dass er individualisiert von ihren Gliedern gelebt wird. Beim

Erlernen der Sprache gilt ja auch: das System der zu erlernenden Sprache steht vor dem einzelnen Sprechakt. So steht auch der Glaube der Kirche vor dem individuellen Glauben, der sich zum Glauben der Kirche verhält wie der Einzelsprechakt zum System der Sprache. Die Differenz des von den Getauften gelebten Glaubens zum kirchlichen Glauben ist der Grund für die Parole einer Neuevangelisation. So kann der Begriff der Neuevangelisation als Oppositionsbegriff zu dem der Reformen begriffen werden.

Was offensichtlich fehlt, ist eine konkrete Analyse dessen, was der Gesamtkomplex der Vermittlung des kirchlichen Glaubens leistet und was er nicht leistet, ausdifferenziert nach den Einzelvermittlungsinstanzen. Wenig hilfreich ist es da, von persönlichen Erfahrungen auszugehen, etwa die eines guten Religionsunterrichtes und langweiliger Sonntagspredigten. Denn solche Erfahrungen können nicht einfach verallgemeinert werden. Sie sind zu subjektiv. Eines ist aber evident: wenn die Vermittlungsinstanzen schon selbst ein kritisch distanzierendes Verhältnis zum Glauben der Kirche haben, dann wird hier kein kirchlicher Glaube wachsen.

Was geschieht im Religionsunterricht?

Im Passauer Bistumsblatt konnte man unter der Überschrift: „Ist der Glaube eigentlich Pflicht?“ lesen, wir hätten im Religionsunterricht ganz viele verschiedene Religionen kennen gelernt. Jeder müsse selbst entscheiden, welche er glauben möchte¹. Aber müsse man sich denn für eine dieser Religionen entscheiden oder könne man in einer Unentschiedenheit verweilen, dass man eben nichts glaube? Die Antwort: „An Gott zu glauben ist keine Pflicht! Niemand muss an Gott glauben.“ Wichtiger sei es, dass Gott an uns glaube. Gott böte uns seine Freundschaft an, die wir annehmen oder auch ablehnen könnten. So wird jede Religion und der Glaube vergleichsgültig durch die Meinung, dass Gottes Freundschaft jedem Menschen gelte, unabhängig davon, wie er sich zu Gott verhält. Das wird im katholischen Religionsunterricht offiziell gelehrt.

Jesu Mahnung

Jesus mahnt uns, bevor wir ein Werk beginnen wollen, genau zu prüfen, ob unsere Kräfte dazu auch ausreichen, damit wir nicht, bildlich gesprochen, beim anvisierten Hausbau nach der Fundamentlegung aufhören müssen, weil uns die Mittel zum Weiterbau fehlen (Lk 14,25-35). Eingedenk dieser Mahnung: was sind die Probleme, mit denen das Projekt einer Neuevangelisation zu rechnen hat?

Der orientierungslose Mensch als Adressat

Aus Predigten und mannigfaltiger eher konservativer Zeitkritik ist uns allen die Phrase vom modernen orientierungslosen Menschen, insbesondere den jungen Menschen wohlvertraut. Die Kirche gleiche einem Wasserverkäufer in der Wüste, der sich darüber zurecht wundert, dass die Massen an Durstigen nicht zu dieser kirchlichen Quelle eilen. Vielleicht müsse die Qualität des Wassers etwas optimiert werden oder die Verpa-

ckung ansprechender gestaltet werden, aber im Prinzip sei der Glaube das Produkt, das der moderne orientierungslose Mensch unbedingt brauche. So wäre die Neuevangelisation eigentlich das einfachste von der Welt.

Aber stimmt dieses Bild? Die Verkündigung Christi in Gestalt der Heidenmission traf nie auf orientierungslose Menschen, sondern auf in ihre Kultur sozialisierte Menschen, die so in ihrer Kultur ihre Lebensorientierung fanden. Sicher gibt es in allen Kulturen das Phänomen des Dissidenten, wenn man darunter einen Einzelmenschen versteht, der sich zur dominanten Kultur kritisch distanzierend verhält. Man könnte ihn den Archetypus des Intellektuellen nennen, aber dieser Typus ist immer, wie Hermann Hesses „Steppenwolf“, eine Ausnahme, ein Randgänger. Eine Kultur funktioniert nur, weil die Mehrheit gemäß der dominanten Kultur lebt. Und das ist auch in postmodernen Zeiten so. Nur, dass unsere jetzige Kultur keine christliche mehr ist. Die christliche Verkündigung stößt so immer auf schon in ihrer Kultur bestimmte Menschen.

Noch komplexer wird die Bestimmung des Adressaten, wenn wir statt der Illusion einer einheitlichen Kultur eine Pluralität von gelebten Ethiken wahrnehmen. Anders gesagt: es gibt soziale Räume, den der Familie, den des Berufes, den der Freizeit, den der Politik, den des Vereinslebens, den der Kirchen und Religionsgemeinschaften. In ihnen gibt es geschriebene und ungeschriebene Regeln des richtigen Verhaltens. Erst dadurch werden sie zu sozialen Räumen im Gegensatz zu natürlichen Räumen. Ein durchschnittlich Sozialisierter weiß spontan, wie er sich in den jeweiligen Sozialräumen zu verhalten hat, was er an Verhalten der Anderen zu erwarten hat, und wieweit Abweichungen noch toleriert werden, und ab wann Sanktionen zu erwarten sind. Das Familienethos, das Wirtschaftsethos, das Staatsethos sind nach Gehlen die wichtigsten Sozialräume.

Man stelle sich vor, ein Mann, von Beruf Lehrer, würde in der Familie wie ein Lehrer agieren und seine Lehrerkollegin wie seine Ehefrau ansehen. Das alltägliche bürgerliche Leben lebt geradezu davon, dass wir, spontan, weil erfolgreich sozialisiert, uns immer gemäß dem jeweiligen Sozialraum bewegen.

Die kirchliche Verkündigung trifft so auf Adressaten, die einerseits durch unsere postmoderne Kultur und dann durch die Vielzahl der Sozialräume, in denen sie leben, bestimmt sind. Dies Bestimmtheitsein kann man sich am besten im Vergleich zu Sportarten vorstellen. Es gibt eine Vielzahl von Ballsportarten. Jede bestimmt für sich die ihr eigene Art des Umganges mit dem Spielgerät Ball. Im Fußballspiel wird der Ball anders behandelt als im Handballspiel. Der Einzelne wird dann in jeder Ballsportart gemäß ihren Regeln Glied der Spielmannschaft und spielt demgemäß. Wie er nun spielt, das ist seine individuelle Auslegung der durch die Spielregeln vorgegebenen Regeln und Rollen, etwa des Torwartes. So gibt es die individuelle Freiheit gerade erst durch das jeweilige Regelsystem.

Aber wie kann denn nun hier die kirchliche Verkündigung Fuß fassen, wenn die allgemeine Kultur und die sozialen Räume schon das Individuum determinieren? Es gibt keinen christlichen Fußball, keine christliche Betriebswirtschaftslehre und auch keine christliche Politik, so wird dann gefolgert, denn jeder dieser Sozialräume ist schon hinreichend durch ihr Eigenethos bestimmt. Es ist kein Raum mehr für eine weitere Bestimmung, weil es nichts Unterbestimmtes gibt.

Soll das Christliche nun als Kritik und Alternative zu den schon existierenden Bestimmungen verkündigt werden? Selbstredend kann man sich Konfliktstellen vor Augen halten, in denen das in einem Sozialraum existierende Ethos mit dem christlichen in Widerstreit gerät. Aus christlicher Sicht wäre das der

¹ Passauer Bistumsblatt 1/ 2 (2014), S. 34.

militärische Raum, die Armee, Krieg als ein Mittel der Politik oder der medizinische Raum, in dem faktisch legal Abtreibungen vollzogen werden. Aber diese Konfliktstellen, so dramatisch sie auch sind, dürfen uns doch nicht den Blick dafür versperren, dass in der Regel die christliche Moral mit der in den Subsystemen gelebten Ethik kompatibel ist. Das ist der Hintergrund für die Vulgärmeinung, Christ sein hieße, anständig zu leben. Was anständig bedeutet, das legt dann die allgemeine Kultur und die Kultur in den Subsystemen fest. Und das wird dann inhaltlich mit christlichem Leben in eins gesetzt.

Es bliebe dann als Refugium für die christliche Verkündigung nur noch das Ganze des individuellen Lebens übrig: was ist der Sinn in diesem ganzen Spiel? so sang einst die bekannte Schlagersängerin Alexandra. Es muss aber konstatiert werden, dass diese Sinnfrage den Menschen sehr viel weniger bedrängt und umtreibt, als es der Verkündigung lieb ist. Er ist eingebunden in eine Vielzahl von sozialen Räumen, auch als Subsysteme beschreibbar und eingezeichnet in die postmoderne Kultur. Es gibt schon, um es marktwirtschaftlich auszudrücken, zu viele Sinnanbieter auf dem Markt der Möglichkeiten. Nicht Sinnlosigkeit, sondern ein Überangebot an Sinn bestimmt den postmodernen Menschen. Er muss nur noch auswählen bzw. sich sein Sinnkonzept selbst zusammenkonstruieren. Und wie der postmoderne Mensch es gelernt hat, im Supermarkt im Überangebot zu suchen, statt im Tante Emma Laden einzukaufen, wo ihm die Inhaberin persönlich beriet und das ihm Rechte auswählte, so kommt er auch mit dem Überangebot an Sinn zurecht. Nur wenige Nostalgiker kauften lieber im kleinen Tante Emma Laden ein. Das wäre das Klientel, das aus dem Überangebot an Sinn gerne zurück wollte in die Zeit, in der die Kirche das Monopol auf Sinn hatte.

Ein kurzes Resümee:

Den modernen, orientierungslosen Menschen gibt es wohl nur in der kirchlichen Verkündigung und in zeitkritischen Kulturdiagnosen; faktisch trifft die Verkündigung auf immer schon kulturell Sozialisierte, die daraus ihre persönliche Orientierung entnehmen. Um der Neuevangelisation willen muss also das Verhältnis des christlichen Glaubens zu der gelebten Kultur reflektiert werden.

Auch wenn bei der Neuevangelisation noch so sehr das Gewicht auf die persönliche Ansprache gelegt werden sollte, der Adressat ist immer schon ein kulturell Geprägter, der in sozialen Räumen lebt und aus ihnen lebt! Um das Bild vom Wasserverkäufer in der Wüste aufzunehmen: die kirchliche Verkündigung gleicht einem Wasserverkäufer in der Wüste, der auf Menschen stößt, die alle mit Getränkevorräten ausgestattet sind. Und so erging es schon den ersten christlichen Verkündigern. Man denke an des Apostels Paulus große Verkündigungsrede auf dem Areopag und den dortigen Misserfolg.

Die Verkündigung müsse glaubwürdig sein Autorität als Grund der Wahrheit

Das ist wohl einer der beliebtesten Phrasen zeitgenössischer Theologie. Ein Sprecher und eine Aussage: der Wahrheitsgehalt der Aussage soll nun abhängig gemacht werden von der Verfasstheit des Sprechers. Eine einfache Sprechhandlung mag dies veranschaulichen: wenn der Richter am Ende eines Gerichtsprozesses erklärt: Hiermit spreche ich den Angeklagten frei, dann gilt dies Urteil kraft der Autorität des Sprechers. Die Autorität des Sprechers ist Garant für die Wahrheit. Auf den christlichen Raum übertragen hieße das: weil Gott, sein Sohn oder eine Institution oder ein besonders Beauftragter spricht, ist das so Ausgesagte wahr, weil Gott oder ein von ihm Beauftragter spricht.

Hier ist die Autorität des Sprechers die Quelle der Wahrheit. Ein Unterschied müsste dabei noch berücksichtigt werden. Das eine Mal gilt: weil die Autorität es sagt, ist es wahr. Das bezieht sich auf eine Entscheidung, die gilt, als wahr gilt, weil sie eine legitime Autorität getroffen hat. Man denke an die Tatsachenentscheidung im Fußballspiel: es gilt das Tor, wenn es vom Schiedsrichter als Tor anerkannt wurde, auch wenn später eindeutig bewiesen wurde, dass dies ein Fehlurteil war, oder man denke an eine Entscheidung eines Königs, der jemandem zum Minister einsetzt. Der andere Fall ist, dass etwas als wahr ausgesagt wird und es als wahr gilt, weil die Autorität des Sprechers als Garant für das Wahrsein seiner Aussage gilt. Wenn Gott etwas offenbart, dann ist das wahr, weil von Gott nicht aus sagbar ist, dass er Unwahres aussage.

Von dieser Vorstellung unterscheidet sich die, dass eine Aussage unabhängig vom Sprecher wahr ist und als wahr erkennbar ist. Das kann als die Grundüberzeugung der vorkonziliären Theologie angesehen werden. Die katholische Apologetik sah es als ihre Aufgabe an, die Glaubenswahrheit des katholischen Glaubens als ein Gesamtes, bestehend aus wahren Aussagesätzen in ihrer Wahrheit und somit ihrer Glaubwürdigkeit zu ergründen. In allen Wissenschaften ist dies das Ideal des wissenschaftlichen Denkens. Niemand sollte auf die Autorität Albert Einsteins hin seine Relativitätstheorie für wahr erachten, sondern durch denkerische Einsicht zur Erkenntnis des Wahrseins dieser Theorie kommen. Nun gibt es berechtigte Zweifel, dass alle Wissenschaften diesem Ideal gerecht werden. Man denke an das Werturteil, dass Goethe Hochkultur und Hedwig Courths Mahler Trivilliteratur ist. Befragt man Germanistikprofessoren nach der wissenschaftlichen Begründung dieses Werturteiles, man wird enttäuscht vernehmen, dass dieses Urteil ein wissenschaftlich nicht begründetes Geschmacksurteil sei, dass seine Legitimität nur auf dem Konsensus der im Raume der Germanistik anerkannten Autoritäten beruht.

Die Unerkennbarkeit der Wahrheit und der Ausweg des Dezisionismus

Für die katholische Theologie nach dem 2. Vatikanum gilt aber, dass mit dem Aufgeben der Apologetik (stattdessen spricht man nun von der Fundamentaltheologie) der Glaube an die Erkennbarkeit der Wahrheit der Glaubensinhalte sich aufgelöst hat. Dann bot sich ein für den Wahrheitsanspruch des Glaubens problematischer Weg an: Der Begriff der Entscheidung avancierte in das Zentrum des theologischen Denkens.

Ein einfaches Bild möge das Problematische der Voranstellung der Entscheidung veranschaulichen: Ein Mann steht auf einem 10 Meter hohen Sprungturm eines Schwimmbeckens. Es ist ihm, da er blind ist, unmöglich zu erkennen, ob im Schwimmbecken Wasser ist oder ob es trocken ist. Er muss sich entscheiden: Springe ich, oder springe ich nicht. Es gibt für ihn kein Kriterium oder Indizien, die dafür sprächen, dass das Becken mit Wasser gefüllt ist oder nicht. Er muss sich entscheiden und springt oder springt nicht. So stünde der Mensch auch vor der Entscheidung, den Glauben für wahr oder für unwahr zu halten. Der Glaube wird dann zum Sprung in die Entscheidung des blinden Vertrauens in das Wahrsein der Glaubensinhalte. Ratzinger, damals noch Universitätsprofessor, publizierte sein Werk der „Einführung in das Christentum“, in dem auch eine problematische Tendenz zum Dezisionismus anklingt². Vielleicht erklärt sich aus der Abkehr von dieser Tendenz das Insistieren des Kardinals Ratzinger in den Synthesencharakter des Christentums aus Jerusalem und Athen, als dialektische Einheit von Vernunft und Offenbarung.

Gerade im heutigen Religionsunterricht scheint der Dezisionismus heimisch geworden zu sein, wenn man dem Passauer Bistumsblatt mit seinem Artikel: „Ist der Glaube eigentlich Pflicht?“ folgt. Jeder Mensch müsse selbst entscheiden, was er glauben wolle, aber er könne sich auch dafür entscheiden, nichts zu glauben. Kriterien für die Entscheidung gibt es offenkundig nicht.

Die Pascal'sche Wette und die Unerkennbarkeit der Wahrheit

Es sei *en passant* an Pascals Wette gedacht: der Mensch kann nicht erkennen, ob der Glaube der Kirche wahr oder unwahr ist. Aber er muss sich entscheiden, ob er diesen Glauben für wahr oder für unwahr hält. Wenn dieser Glaube wahr wäre, und der Mensch ihn für unwahr hielte, verlöre er das ewige Leben, denn die notwendige Voraussetzung für die Partizipation am ewigen Leben ist der Glaube. Wenn er hingegen den Glauben für wahr hielte und er es nicht wäre, verlöre er nichts. So sei es sinnvoll, den Glauben für wahr zu halten und nicht für unwahr, weil man so das ewige Leben gewonnen könne, wenn er wahr wäre, aber man verlöre nichts, würde er unwahr sein. Das ist sozusagen eine spieltheoretische Lösung des Dezisionsproblems, dass man eine Entscheidung treffen müsse, aber sie erkenntnismäßig nicht fällen könne.

Der glaubwürdige Zeuge

Als Abmilderung dieses Dezisionismus kann nun die Einführung der Vorstellung vom glaubwürdigen Zeugen gelten. Das wäre jemand, der zum Blinden auf dem 10 Meter Sprungbrett zuriefe: Springe ruhig, das Schwimmbecken ist mit Wasser angefüllt. Dies Zeugnis soll nun ob der Qualität des Zeugen glaubwürdig sein. Der Hörer dieses Wortes ist, um es auf die Sachebene zu transferieren, jemand, dem eine natürliche Gotteserkenntnis nicht mehr möglich ist, weil die philosophische (Kant) wie auch theologische Kritik (Karl Barth und andere) diese desavouiert hat. Jeder natürlichen Gotteserkenntnis beraubt (wider die Lehre vom 1. und 2. Vatikanischen Konzil), ist er nun wahrlich blind für jede Gotteserkenntnis. Er steht nur noch vor der Entscheidungsfrage: glaube ich dem mir zugesprochenen Wort oder glaube ich nicht.

Wenn ein Arzt zu mir sagte, Rauchen schadet ihrer Gesundheit, während er sich eine Zigarette anzündet, dann würde diese ärztliche Aussage als unglaubwürdig angesehen werden, weil der Aussagende raucht und somit das praktiziert, was er mir um meiner Gesundheit willen verbieten möchte. Ein nicht rauchender Arzt würde mir als glaubwürdiger erscheinen, wenn er zu mir sagt: Rauchen sie nicht weiter! Nur, der Wahrheitsgehalt der Aussage, dass Rauchen der Gesundheit schadet, existiert unabhängig davon, ob der Zeuge dieser Aussage raucht oder nicht raucht. Könnte ich den Wahrheitsgehalt dieser Aussage nicht erkennen, dann müsste ich auf die Fachautorität des Arztes oder seiner Glaubwürdigkeit hin der Aussage Glauben schenken. Dass heute ob der Autorität der Kirche hin das von ihr Ausgesagte geglaubt wird, diese Zeiten sind vorbei. Warum das so ist, wie es dazu kam, ist eine Geschichte für sich. So bliebe nur noch die Vorstellung vom glaubwürdigen Zeugen.

Er trägt nun die ganze Last der objektiven Wahrheit auf seinen schmalen Schultern und ist damit überfordert. Er kann nur zeigen, dass er das, was er als Glaube verkündigt oder einfacher gesagt: aussagt, selbst glaubt und praktiziert. Wenn mir ein Zeuge Jehovas verkündet, es wäre eine Sünde, seinen Geburtstag zu feiern und Prost zu sagen und das auch wirklich praktisch lebt, dann ist das für mich kein ernst zu nehmender Grund, das für sündig zu halten, so glaubwürdig er das auch verkündet und lebt! Wenn im Religionsunterricht die Lehrerin sagt, sie glaube an die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens, glaubt kein Schüler das sofort. Selbst die Mutter Gottes glaubte nicht sofort, als ihr der Engel die Geburt eines Kindes verhieß, und das, obwohl ihr das ein Engel verkündete. Sie hatte, nach der Tradition der Kirche, ein Jungfräulichkeitsgelübde abgelegt und sagte deshalb, dass sie nicht schwanger werden könne wegen ihrer Josephsehe. Der Engel begründete ihr die Möglichkeit, dass sie Jungfrau bleiben und doch Mutter werden könne mit der Allmacht Gottes. An die Allmacht Gottes glaubte Maria, und so konnte sie auch der Verheißung des Engels glauben. Selbst die Glaubwürdigkeit eines Engels reichte Maria nicht, um zu glauben. Sie war anspruchsvoller – zu recht, um so nicht ein Opfer irgendeiner Art von Aberglaubens zu werden. Sie verlangte als fromme Frau eine Einsicht in das ihr Verkündigte.

Das Problem ist offenkundig, vor dem wir hier angesichts der Aufgabe einer Neuevangelisation stehen.

Der Inhalt der Verkündigung

Was soll denn den Menschen verkündigt werden? Der erste Eindruck: das *Was* bleibt in der Diskussion um die Neuevangelisation erstaunlich unbestimmt. Es wäre wohl eine überspannte Kirchenkritik, meinte man, dass das einzige Anliegen der Institution Kirche wäre, ihre Kirchensteuerzahler zu erhalten oder zu vermehren und dass es ihr so eigentlich gleichgültig ist, was verkündigt wird, Hauptsache, es bindet die Glieder an die Kirche. Nur liegt dieser Fehlweg für die Institution Kirche, auf dem freien Markt der Sinnanbieter und den vielen Mitbewerbern, um nicht Konkurrenten zu sagen, nicht völlig fern. Signifikant ist ja, dass alle innerkirchlichen Reformprogramme, die heute lautstark vertreten werden, auf eine Parole reduzierbar sind: die Kirche muss sich der Nachfrage der potentiellen religiösen Konsumenten anpassen, marktgerecht ihre Angebote produzieren.

Es war wohl Luther, der anfang, das griechische Wort: „Schüler“ mit „Jünger“ zu übersetzen und somit das Lehrer-Schüler Verhältnis von Jesus Christus und seinen Jüngern zu verdunkeln. Luthers Freund Melanchthon steuerte dann dem entgegen, indem er die Kirche aufgliederte in den lehrenden und den lernenden Teil. Aber der Trend zur Irrationalisierung des Glaubens wurde dadurch nicht gebremst, trotz aller Bemühungen der altprotestantischen Orthodoxie. Glaube als Sprung in den Glauben vertrauend darauf, richtig zu glauben, kann als Kurzformel dieser Irrationalisierung benannt werden.

Wenn dagegen festzuhalten ist, dass der Glaube einen Inhalt hat, der in Form von Wahrheit beanspruchenden Aussagesätzen ausformulierbar ist, dann muss der Glaubensinhalt des Glaubens gelehrt werden, wie schon Jesus Christus der erste Lehrer der wahren Lehre, des gesunden Glaubens war. Die Reduktion auf eine Verkündigung, in der der Hörer des Wortes in die Entscheidung gerufen wird, glaube oder glaube nicht, verkennt so den inhaltlichen Aspekt des Glaubens, dass Glaube immer *etwas* glaubt. In Zeiten der Verdunstung der Kenntnisse des christlichen Glaubens wird die kirchliche Verkündigung so, wie es Jesus schon praktizierte, Lehre sein müssen, und das heißt auch Belehrung! Und das ist etwas anderes als der Appell oder der Aufruf zur Entscheidung: glaube.

² Vgl. J. RATZINGER, *Einführung in das Christentum*, 1968.

Über die Minimalbedingungen der Glaubensinhalte

In Anlehnung an Platons Ausführungen über die Religion in seinem Buch über die Gesetze³ können die Minimalbedingungen so formuliert werden: dass unter Gott zu verstehen ist der Geber alles Wahren, Guten und Schönen, dass Gott wirklich ist, dass ihm die Menschen nicht gleichgültig sind, dass er sich kontingent zum Verhalten der Menschen verhält und dass Gottes Gunst nicht leicht gewinnbar ist.

Im Einzelnen: Wenn Gott als das Gute, Wahre und Schöne, gedacht wird, aber nicht als Geber allen Wahren, Guten und Schönen, dann wäre die Lebensbedeutung Gottes in Frage gestellt. Er wäre dies an und für sich in reiner Selbstbezüglichkeit, aber für das Leben des Menschen ohne Relevanz, weil der Mensch nicht an Gott partizipieren kann, wenn Gott nicht auch als Geber gedacht wird. Wenn Gott als Geber gedacht wird, darf sein Geben weder als willkürlich vorgestellt werden noch als natürlich notwendig, so dass es Gottes Natur wäre, allen alles zu geben. Beide Male könnte es nämlich keine lebbare Religion geben: ein vollkommener Willkürgott wie auch ein durch seine Eigennatur völlig determinierter Gott machten jede Religion völlig überflüssig, weil für einen so vorgestellten Gott die menschliche Religion gleichgültig wäre. Gott muss also gedacht werden als ein Subjekt, das sich zum Verhalten des Menschen selbst noch einmal kontingent verhält: er kann Gebete und Opfer erhören, er kann Wunder wirken. Der Mensch unterhalte zu Gott ein magisches Verhältnis, wenn er Gott durch eine richtige Praxis dazu nötigen könnte, so wie gewünscht zu handeln. Magie ist der Versuch des Menschen, sich Gott zu unterwerfen. Die religiöse Praxis dagegen setzt Gott als Souverän voraus, der aber bereit ist, zu erhören. Die Ernsthaftigkeit und Lebendigkeit des religiösen Lebens ist nun nach Platon abhängig von der Vorstellung, dass Gottes Gunst, dass er nämlich das Gute, Schöne und Wahre gewährt, nicht leicht zu gewinnen ist. Hier zeichnet Platon seine verhaltene Opferkritik ein, in dem Sinn, dass wenn die Religion lehre, dass Gott jederzeit leicht durch ein kultisches Opfer gütig gestimmt werden könnte, die Moral darunter leiden würde: warum noch sich um ein tugendhaftes Leben bemühen, wenn ein leicht darbringbares Opfer ausreicht zur Zurückgewinnung der Gunst Gottes.

Aus diesen einfachen, aber in sich evidenten Gedanken Platons lassen sich so die Minimalbedingungen der Glaubensinhalte formulieren: es muss gelehrt werden, dass Gott ist, dass er der Geber allen Guten ist, dass er nicht willkürlich gibt, sondern gnädig und dass der Mensch vor der Aufgabe steht, so zu leben, dass Gott ihm gnädig gesonnen ist. Das sind die Kernpunkte jeder natürlichen Gotteserkenntnis, auf die aufbauend dann das Besondere des christlichen Glaubens dargelegt werden kann. Wo aber nicht zuerst dieses Fundament gelegt worden ist, da kann das zweite Stockwerk, Christus, nicht fruchtbringend verkündigt werden.

Paulus nennt das Amt des Gesetztes als Erzieher auf Christus hin. Christus kann nicht der Anfang der Religion sein, sondern er setzt wie jedes Stockwerk beim Erbauen eines Hauses ein Fundament voraus – und das war für die jüdischen Hörer der Lehre Christi das Alte Testament und für die heidnischen Hörer die natürliche Gotteserkenntnis. Das war der fruchtbare Boden,

in der dann das Wort Christi Wurzeln schlagen und so wachsen konnte. Ist dieser Boden aber ausgedörrt, fällt das Wort Christi auf felsigen unfruchtbaren Boden und stirbt, ohne Frucht zu bringen. Dass heutzutage das Studium der Philosophie nicht mehr die beste Präparation für den christlichen Glauben ist, zeigt, wie sehr die Philosophie selbst ihrer eigensten Aufgabe, des Denkens des Absoluten nicht mehr gerecht wird und dass unter dieser Entwicklung gerade die Theologie und die christliche Lehre leidet.

Begegnung statt Lehre?

Das Eigentliche der christlichen Religion wäre aber gar nicht die Lehre, sondern die Begegnung mit Jesus Christus, in dem wir Gottes Nähe und Liebe zu uns erfahren würden. Die christliche Lehre wäre dann nur das Sekundärprodukt der Reflexion dieser Begegnung, der Glaube hingegen das aus der Begegnung entspringende personale Vertrauensverhältnis. Nur wenn ich nicht weiß, was der Begriff Christus bedeutet, wenn ich kein Vorverständnis davon habe, was Gott meint, dann bleibt mir die Aussage, dass mir da Gottes Liebe begegne, bedeutungslos. Dahinter steht ein viel bedeutsameres Problem: der Relevanzverlust Gottes! Befragen wir daraufhin einmal die zeitgenössische Theologie und Verkündigung, so stoßen wir auf etwas Befremdliches. Ein Blick in eine zeitgenössische Abhandlung über das Handeln Gottes in der Geschichte, in der Welt, z. B. beim Fundamentaltheologen Böttigheimer, zeigt uns, dass Gott in der Welt, die er geschaffen hat, gar nicht mehr eingreifen will und kann⁴. In der Welt haben wir so zu leben, als gäbe es keinen Gott, um es in Anlehnung an Bonhoeffer zu sagen. Gott ist weder für die Fruchtbarkeit im Bereich der Natur noch für den Erfolg in der Wirtschaft, noch für den Kindersegens zuständig, all das sind autonome Gebiete geworden. Auch in der Geschichte ist Gott nicht wirksam, aber auch die Aussage, Gott habe in mein Privatleben eingegriffen, stößt auf Skepsis. Ja, Gott ist eigentlich nur noch die Liebe, die auf all seine Geschöpfe ihr Licht ausstrahlt und sagt: Gott liebt dich. Aber es ist eine recht folgenlose Liebe. Denn Gott liebt jeden, und auch wenn er Gott nicht zurückliebt, bleibt er ein Geliebter Gottes. Und ein bisschen Moral: weil Gott jeden liebt, sollen wir human mit unseren Mitmenschen umgehen. Dieser so vorgestellte Gott ist wirklich irrelevant für das Leben des Menschen. Und was bedeutet dann die Aussage, dass uns diese Liebe Gottes begegne?

Im Urchristentum konnte das Johannesevangelium das Heilsgeschehen Jesu Christi in gnostischer Vorstellungsform entfalten. Es gibt zwei Welten, die ewige und die endliche, die wahre und die gefallene. Der Erlöser steigt nun in die gefallene Welt hinab, um die Seinen aus dieser Welt zu erlösen, denn hier meint Begegnung: Anteil bekommen am Erlöser, sodass der Mensch durch den Erlöser diesem Äon entrissen wird. Er lebt dann in dieser Welt schon aus dem ewigen Äon. Aber ohne diesen Vorstellungsraum wird das Begegnungsschema zu einer faden Liebesgeschichte, in der der Mensch, so wie er ist, eine Bestätigung findet. Man denke an die zeitgenössische Seelsorgepraxis mit ihrer Zielbestimmung: Du bist okay, die Welt ist okay. Die christliche Lehre muss so erst die Bedeutung der Begegnung mit Gottes Liebe in Jesus Christus klären, damit dieses

³ Vgl. PLATON, *Gesetze*, X 885b.

⁴ Vgl. C. BÖTTIGHEIMER, *Wie handelt Gott in der Welt?*, 2013.

Ereignis erst begriffen und so auch erfahren wird. Erfahrung ist ein begriffenes Erlebnis. So ist diese Parole zum Scheitern verurteilt. Von der vulgarisierten Version wollen wir lieber gleich schweigen, dass nämlich Gottes Liebe uns in sympathischen Menschen begegne, sodass sich die Neuevangelisation auf die Praxis reduziere: seid nett zu den Noch nicht dazu Gehörigen, ladet sie freundlich ein und zeigt ihnen, dass ihr freundliche fröhliche Menschen seid, und so fänden sie dann über eine so einladende Gemeinde zu Gott! So werden auf Umsonstausflügen hauptsächlich Senioren Heizkissen und sonstiges Unnützes zu maßlos übersteuerten Preisen verkauft, aber so kann man nicht Christus, den Gekreuzigten verkünden.

Der soziale Raum der Neuevangelisation

Die Neuevangelisation findet nicht einfach in Ich-Du-Begegnungen statt, sondern auch eine personale Kommunikation ereignet sich in einer Gesellschaft, die auch diese Privatkommunikation mitprägt. Die postmoderne Gesellschaft ist geprägt durch den Primat des freien Marktes als dem Ordnungsprinzip der Gesellschaft. Es gibt gute Gründe dafür, dass sowohl Papst Franziskus wie auch der Ökumenische Rat der Kirchen immer wieder kapitalismuskritische Töne anstimmen. E. Niekisch entfaltet dies so brillant, dass ihm hier das Wort gegeben werden soll. War in der vormodernen Gesellschaft der höchste Wert und das höchste Ziel das des Seelenheiles, so erbringt die moderne kapitalistische Gesellschaft mit ihrem Marktprinzip und seiner

Ideologie dem Liberalismus eine wahre Revolution. Jetzt gilt, „dass es der Sinn der Welt sei, dem Bürger Profit und Rente abzuwerfen. Die mittelalterliche Gesellschaft war auf ein überirdisches Gut, auf das Seelenheil ausgerichtet; so mussten auch die Dinge des Alltags irgendwie eine übersinnliche Seite hervorkehren, um vor dem alles beherrschenden Weltmaßstab bestehen zu können. Die revolutionäre Leistung des Liberalismus beruht darauf, einen neuen Wertmesser aufgestellt zu haben: der Profit wurde auf den Platz erhoben, den bisher das Seelenheil eingenommen hatte“⁵.

Gott oder dem Mammon dienen, das ist keine veraltete Parole, sondern eine traurige Wahrheit: in einer Gesellschaft, wo der Markt mit seinem Gewinnstreben das *summum bonum* darstellt, hat Gott und die Verkündigung seiner Wahrheit einen schweren Stand. Was nützt dieser Liebesgott mir im Marktleben, in dem Leben, das dem Primat der Ökonomie unterworfen ist?, fragt der angeblich so orientierungslose Hörer des Wortes und lässt die Predigt ungehört an sich vorübergehen.

Schluss

Wir stehen mit dem Projekt der Neuevangelisation vor einer großen Aufgabe und Herausforderung. Wir sind dazu berufen, Gottes Mitarbeiter zu sein. Das heißt, dass wir uns Rechenschaft darüber ablegen, wie schwierig diese Aufgabe ist. Gottvertrauen kann dann, eingedenk der Mahnung unseres Heilandes, nicht heißen: die Augen vor den anstehenden Problemen zu verschließen und einfach drauflos zu machen, in der Meinung: Gott wird es dann schon richten, auch wenn wir schon an der Fundamentlegung scheitern.

Uwe C. Lay
Pfadrachöderstraße 16
94474 Vilshofen/Niederbayern
Uwelay28@yahoo.de

⁵ E. NIEKISCH, *Die dritte imperiale Figur*, 2005 (Erstauflage 1935), S. 69.

WALTER HOERES

In der Schule des hl. Ignatius. Erfahrungen eines Seminaristen

Altissima flumina minimo sono labuntur.

Je tiefer ein Fluss, desto lautloser fließt er. Curtius Rufus.

Historia Alexandri Magni 7, 4, 3

Wir werden heute mit Biographien und Selbstbiographien aller Art überschwemmt. Das ist im Zeitalter der Psychologie und der Indiskretion, in der es für alle, die etwas sein oder werden wollen, zur Pflichtübung geworden ist, ihr Innenleben *coram publico* zu expektorieren, kein Wunder. Alte und nunmehr selt-

samerweise auch Junge, Prominente und solche, die eher im Parkett der Weltgeschichte sitzen, beehren uns mit ihren Biographien, die bei letzteren nicht selten zum Schauplatz der Eitelkeiten geraten und gerade dann Absatz versprechen, wenn sie zur intimen Lebensbeichte werden.

In der letzten Zeit bin ich mehrfach aufgefordert worden, mich an diesem Wettbewerb zu beteiligen und über mein kirchenpolitisches Engagement zu berichten, das bis in die frühen fünfziger Jahre zurückreicht und in den Auseinandersetzungen

mit Rahner und Vorgrimler in der „Tagespost“ Anfang der sechziger Jahre, der Gründung der „Bewegung für Papst und Kirche e.V.“ und den schwierigen Anfangsjahren von THEOLOGISCHES als selbständiger Zeitschrift gewisse Kulminationspunkte erreichte. Doch natürlich habe ich nicht die Absicht, mein kleines Kirchenlicht auf diese Weise auf den Scheffel zu stellen, obwohl es den Schriftsteller schon reizen würde, über die vielen anekdotischen Begebenheiten und Arabesken zu berichten, welche die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen begleiteten. Wohl aber ist es angebracht, einige Erfahrungen mitzuteilen, die vielleicht in der verworrenen Lage, in der sich die Kirche heute befindet, ganz nützlich sein können.

Zugänge zur philosophia perennis

Dabei ist vor allem an die Erfahrungen zu denken, die ich als Seminarist während meines Studiums 1947 – 1949 an der philosophisch – theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt gemacht habe, die von Jesuiten geführt wird und schon zu meiner Zeit Priesterkandidaten nicht nur für die Diözese Limburg, sondern auch für Osnabrück, Hildesheim und teilweise auch für Berlin ausgebildet hat. Es ist keine Übertreibung zu sagen, dass diese Zeit, die ich nach dem vierten Semester mit dem obligaten *Examen philosophicum* abgeschlossen habe, um dann die Hochschule auf eigenen Wunsch zu verlassen, zu den schönsten oder doch eindrucksvollsten Perioden meines Lebens gehört. Die äußeren Bedingungen, unter denen wir damals studierten, wären allerdings heute keinem Seminaristen zuzumuten. Die Gebäude waren durch Bombentreffer stark in Mitleidenschaft gezogen, zwei Mann lagen in notdürftig eingerichteten Stuben, die „Kolter“, mit denen wir uns bedeckten, waren eher sperrig als warm, die Heizung funktionierte schon deswegen mangelhaft, weil es kaum Brennstoff gab. Und die Jesuiten kämpften einen heroischen Kampf, um uns in dieser Hungerzeit einigermassen über die Runden zu bekommen, wobei man freilich ab und zu nicht auf eine „Betonsuppe“ verzichten konnte, die einem jedenfalls stundenweise das Gefühl der Sättigung gab.

An dieser Stelle mag dann doch eine autobiographische Bemerkung am Platz sein, um den Leser nicht zu irritieren. Denn man fragt sich vielleicht, warum ich, wenn mir das Studium und das geistliche Leben so sehr gefielen, die Hochschule so bald wieder – gewiss nach einem ersten Abschluss – verlassen habe, statt da zu bleiben und Priester zu werden. Die Antwort ist einfach die, dass das Studium in diesem Sinne kontraproduktiv auf mich wirkte. Ich vertiefte in dieser Zeit meine Liebe zur Philosophie so sehr, dass ich den Entschluss fasste, ihr mein ganzes Leben treu zu bleiben. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft bat ich um den Kommentar des hl. Thomas zur Metaphysik des Aristoteles, was die geistlichen Herren in nicht geringes Befremden versetzte: war ihnen doch ein solches Ansinnen bei einem ersten Semester nur selten begegnet. In der Hausbibliothek, die in einem kleinen Saal untergebracht war, entdeckte ich die Kompendien der Scholastik von P. Joseph Gretd OSB und Schiffini, die ich mit Begeisterung las, weil sie mir in Kürze, Klarheit und konziser Präzision einen Einblick in die Gedankenwelt der *philosophia perennis* verschafften. Dass es sich hier um spröde und trockene Wortkasuistik handelte, wie heute so oft behauptet wird, habe ich nie empfunden, sondern war im Gegenteil dankbar für die vielen Anregungen, die ich von der heute so gescholtenen Lehrbuchscholastik erhielt. Durch einem merkwürdigen Zufall fanden sich auch einige Werke Edmund Husserls (1859 – 1938) in der überwiegend für scholastische Literatur vorgesehenen Hausbibliothek, die ich ebenfalls ver-

schlang, um so schon in diesen vier Semestern den Grundstein für meine Dissertation über den großen Vertreter der Phänomenologie zu legen, mit der ich dann 1951 promovierte. Und damit sind wir schon bei der ersten Gruppe von Erfahrungen, die ich mitzuteilen habe:

Immer wieder hört man heute von Theologiestudenten, dass sie zumal in den ersten philosophischen Semestern nur auf Sekundärliteratur angewiesen seien, da ihre Lateinkenntnisse einfach nicht ausreichten, um einen Text des hl. Thomas oder eines der anderen Klassiker der Hochscholastik zu lesen. So sehr haben sich die Zeiten seit Martin Grabmann (1875 – 1949), dem großen Thomas-Forscher, geändert, der schon als Seminarist die ganze Summe las! Doch die Misere, über die sie klagen, ist weder unausweichlich noch neu. Auch meine eigene Flakhelfergeneration kam mit miserablen Lateinkenntnissen an die Universität oder in die Seminare. Im Reifeprüfungslehrgang für Kriegsteilnehmer 1946 kamen wir über ausgewählte Stücke aus Cäsars „Bellum Gallicum“ nicht hinaus. Doch bestand damals und besteht heute wieder der große Irrtum darin, dieses klassische Schullatein, das uns damals so viel Kopfzerbrechen gemacht hat, mit der einfachen Diktion der großen theologischen Denker der Vorzeit zu vergleichen. Wir finden hier kaum jene grammatischen und stilistischen Figuren, die uns Opfern des Krieges seinerzeit ebenso rätselhaft erschienen wie heute den Opfern permanenter Schulreformen und einer absurden Anhäufung gleichgültigen Wissensstoffes, auf der unsere „Erziehungswissenschaftler“ und Didaktiker mit missionarischer Inbrunst und dem absurden Argument beharren, davon hinge unsere internationale Konkurrenzfähigkeit ab. Keiner, der den hl. Thomas oder den seligen Duns Scotus im Original lesen will, ist gehalten, das umfangreiche „Repetitorium“ der lateinischen Syntax und Stilistik von Prof. Menge heranzuziehen, bei dem wir begründete Zweifel haben, ob es heute überhaupt noch selbst von den Studenten der klassischen Philologie verlangt wird. Und vor allem ist der Wortschatz, den wir benötigen, um Thomas und die anderen Scholastiker zu lesen, äußerst gering. Es sind immer wieder die gleichen Vokabeln wie *esse* und *essentia*, *substantia* und *accidens*, *intellectus* und *voluntas*, auf die wir stoßen, sodass man sagen könnte, dass die Kenntnis von etwa 100 Wörtern genügt, um einen solchen Text zu lesen. Wer beschreibt also mein freudiges Erstaunen bei der Entdeckung, dass ich damals trotz des so lückenhaften Schulunterrichtes sogleich den hl. Thomas lesen konnte!

Dabei sollte der Seminarist, dem – *quantum potest* – an einer guten philosophischen Ausbildung in der knappen zur Verfügung stehenden Zeit gelegen ist, unbedingt zumindest Teile der Metaphysik des Aristoteles lesen, des großen Anregers, ja Schulmeisters der Hochscholastik des 13. Jahrhunderts. Auch hier darf ich auf eigene Erfahrungen verweisen. Man mag die Texte des Aristoteles auf griechisch lesen, was heute nur ganz selten möglich ist oder den *Aristoteles latinus*. Sie sind in einem solchen Telegrammstil gehalten und sparen so sehr alle Zwischengedanken aus, dass sie kaum für den Anfänger verständlich sind. Daher sollte man sogleich zum Kommentar des hl. Thomas zur Metaphysik des Aristoteles greifen, in dem in ungemein fasslicher und klarer Weise die großen metaphysischen Einsichten des „Philosophen“, wie Aristoteles schlicht und einfach genannt wurde, vermittelt werden. Vor allem stößt uns der treue Kommentator immer wieder auf die Grenzen der paganen Metaphysik jenes großen Schulmeisters des Abendlandes, die sie trotz ihrer anregenden Kraft doch immer wieder als gebremsten Schaum erscheinen lassen. Denn sie verfügte natür-

lich noch nicht über die Weite des geistigen Horizontes, den erst die christliche Offenbarung auch für die Philosophie eröffnete.

Zugänge zur Betrachtung

Vor allem aber war es die Einübung in das betrachtende Gebet, die uns die Jesuiten in meisterhafter Form vermittelten und von der man in der Tat ein ganzes Leben zehren kann, die mich so sehr faszinierte. Eifrige Herz-Jesu- und Marienverehrung gibt es auch in anderen Ordensgemeinschaften. Hier aber war vor allem die wohlüberlegte und systematische Form eindrucksvoll, in der wir zur Betrachtung angeleitet wurden. Man wird darauf hinweisen, dass wir diese Form der Besinnung doch schon in exzellenter Weise in den ignatianischen Exerzitien haben, welche die Jesuiten der Welt geschenkt haben. Doch kann man nicht jeden Tag Exerzitien machen. Wohl aber sollte man – Priester oder Laie – wenn nur irgend möglich täglich eine halbe Stunde Betrachtung halten. Die Jesuiten und neuerdings auch die „Servi Jesu et Mariae“ von P. Hönl widmen ihr eine ganze Stunde. Und es kann gar kein Zweifel sein, dass es auch und wesentlich diese Übung war, welche die Gesellschaft Jesu in der neueren Geschichte der Kirche zu so epochalen Leistungen befähigt hat.

„Systematisch“ war die Einübung in die Betrachtung deshalb, weil uns der Spiritual oder einer seiner Mitbrüder an jedem Abend „Punkte“ gab, in denen die Gegenstände oder – wenn man so will – der Stoff für die Betrachtung, die am folgenden Morgen vor der hl. Messe zu halten war, vermittelt wurden. „Punkte“, weil man größten Wert darauf legte, dass der Gegenstand der Betrachtung meist in drei zusammenhängende Gesichtspunkte gegliedert wurde, um auf diese Weise nicht zu zerfließen und so wieder allzu rasch dem fürbittenden Gebet Platz zu machen, mit dem man dann die restliche Zeit füllen konnte. Eine solche Gliederung zu erreichen, ist nicht schwer, weil die Betrachtung, wie schon der Name sagt, anschaulich sein soll und daher Sinne, Vorstellungskraft und Geist in jener Weise ansprechen soll, die für die menschliche Erkenntnis typisch ist. Wir sollen uns also in das Leben und Leiden unseren Herrn Jesus Christus, in seinen Glanz, seine Verklärung oder in die Herrlichkeiten Mariens in einer Weise hinein versetzen, die spontan Sinne, Geist und Herz ergreift. Und doch soll unsere Vorstellungskraft dabei geleitet werden, um auf das zu achten, worauf es ankommt, so dass diese Anschauung auch ohne ausformulierte Worte zur staunenden Anbetung und zu dem wird, was das schöne deutsche Wort „Beherzigung“ nennt. Rein formal gleicht die Anleitung zu den Betrachtungspunkten also dem Verfahren eines Kunstkenners, der das Augenmerk auf das hinlenkt, was das Bild sagen will und was uns ohne diesen Fingerzeig womöglich verborgen bliebe.

Gelegentlich bekommt man gerade von Angehörigen kontemplativer Orden zu hören, dass diese apriorische Aufgliederung in Punkte künstlich sei und der unabsichtlichen Einheit der Kontemplation, der geistlichen Anschauung widerspreche, die als solche immer ein Ganzes sei, das als solches mehr ist als die Summe seiner Teile. Doch wer so als Anhänger des kontemplativen Gebetes argumentiert, widerspricht sich selbst! Denn jede Anschauung, die mehr ist als bloßes Hindämmern am Strand, ist durch das Zusammenspiel von Sinnen und Verstand gekennzeichnet. Beispiel dafür ist wieder der Blick auf das Kunstwerk, der mehr sieht als das, was die Sinne wahrnehmen, nämlich nicht nur Farben und raumfüllende Gestalten, sondern eben das, was der Künstler sagen will. Beispiel ist weiterhin der Begriff „Erscheinung“. Denn in der sinnfälligen Erscheinung wird regelmäßig etwas vom Wesen der Sache offenbar, aber auch das nur, wenn die Sinne im Dienste des Verstandes stehen. Daraus

ergibt sich, dass die Kontemplation, die wir meinen, ihren Ausgang zwar schon von den Sinnen nehmen kann, die dann gewissermaßen absichtslos und wie von selbst den tieferen Sinn offenbaren, den nur der Geist entdecken kann. Die Bewegung kann aber auch die umgekehrte Richtung nehmen und vom Geist her beginnen, der seine Vorstellungskraft wie einen Suchscheinwerfer einsetzt, um sich das lebendig zu vergegenwärtigen, was er immer schon erahnt und *in abstracto* weiß. Im ersten Fall besteht die Bereitschaft zur Kontemplation darin, dass ich mich ganz einfach auf die überraschende Vielfalt der Wirklichkeit einzustellen und ihr in ebenso vielfältiger Weise zu begegnen vermag.

So nehme ich schon beim schlichten Spaziergang, den man einst auch deshalb als „Lustwandeln“ bezeichnete, in der Schönheit der Landschaft die Größe und Erhabenheit des Schöpfers wahr, in der vollkommenen Stille des Waldes werde ich von jenem metaphysischen Schauer überfallen, der mich auf das Geheimnis der Wirklichkeit stößt, und als betender Mensch werde ich beim Anblick der leuchtend roten Rosen vielleicht an die Wundmale Christi und an das Blut des Lammes erinnert, das uns rein wäscht von unseren Sünden. Ebenso gut kann mich der getragene Gesang des Chorgebetes wie von selbst in himmlische Sphären entrücken. Aber es wäre töricht, das umgekehrte Verfahren, bei dem ich mich an die Vorstellungskraft wende, um dem, was ich im Glauben weiß, sinnfälligen Ausdruck zu geben, als „rationalistisch“ zu bezeichnen. Mit derselben Logik könnte man der christlichen Kunst diesen Vorwurf machen, weil auch bei ihr zuerst die Ideen, die Wahrheiten der göttlichen Offenbarung gewesen sind und dann der Wunsch, sie in angemessener Form zu veranschaulichen.

Praxis und Kontemplation

Leider gibt es heute gewichtige Vorbehalte gegen die Betrachtung als eine der tragenden Säulen des geistlichen Lebens. Wir leben im Zeitalter des Pragmatismus, in dem nur das als sinnvoll akzeptiert wird, was einen greifbaren Nutzen bringt. Oft genug haben wir hier schon auf diese Götterdämmerung hingewiesen, in der selbst Gott schließlich nur noch als nützlicher Erfüllungsgehilfe des irdischen Wohls und Fortschritts erscheint. Sie begann schon im 17. und 18. Jahrhundert und erreicht ihren ersten sinistren Höhepunkt in der Säkularisation, der unzählige kontemplative Klöster zum Opfer fielen, während viele der „Praxis“ und der Krankenpflege gewidmete Orden ungeschoren blieben.

Schon lange hat man den Eindruck, dass dieser oft uneingestandene Affekt gegen die Kontemplation auch in der Kirche um sich greift. Damit meinen wir weniger die zahlreichen Genitiv-Theologien der gerechten Gesellschaft, der Befreiung und der Zukunft, die es sich alle angelegen sein lassen, die nunmehr sehr irdisch verstandene „Sache Jesu“ zu befördern. Wir meinen auch nicht so sehr die Tatsache, dass viele Ordensgemeinschaften in so sehr betonter Weise ihr Herz „für das Soziale“ entdeckt haben, dass darüber ihr missionarischer Impuls zurücktritt. Vielmehr geht es ganz einfach um die Ruhelosigkeit, die nunmehr in der Kirche herrscht: um den permanenten Streit um Strukturen, Ämter, Rechte oder einfach darum, wer in der Kirche was zu sagen hat. Auch noch die permanenten Aufbrüche und Aufrufe zur Neuevangelisierung, die Kongresse und Tagungen ohne Zahl sind Zeichen dieser Ruhelosigkeit, denn sie dienen ja gerade dazu, ihr Paroli zu bieten. Diese Ruhelosigkeit steht in striktem Gegensatz zum betrachtenden Gebet, das schon als solches Ruhe und Gelassenheit ausstrahlt, vollkommene Hingabe nicht nur vermittelt, sondern schon ist.

Damit ist die Betrachtung auch ein wirksamer Schutz gegen die heute so große Versuchung, die Glaubenswahrheiten neu zu interpretieren, um den Zeitgenossen durch diese Entmythologisierung entgegenzukommen und so aus dem Gottmenschen Christus in verkapptem Arianismus „Jesus, unseren Bruder“ zu machen, der schon weiß, wo uns der Schuh drückt, aus dem Kreuzestod einen Akt der Solidarität mit den Unterdrückten und aus der Auferstehung ein „Widerfahrnis“ der Jünger. Denn ich kann nicht in betender Betrachtung der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor verweilen oder unverwandt auf sein heiliges Sterben am Kreuze schauen, bei dem er sozusagen noch im letzten Atemzug dem hl. Dismas das Paradies versprochen hat und dann gleichzeitig die Meinung kultivieren, es sei alles nicht so gewesen. Es mag zwar sein, dass es solche Schizophrenie bei engagierten Vertretern der historisch-kritischen Exegese gibt. Aber gesund ist sie nicht und schon gar nicht fördert sie den Glauben!

Dabei ist es ein seltsamer Widerspruch der an Widersprüchen nicht armen progressiven Theologie, dass man auf der einen Seite über die alten Lehrbücher der Dogmatik, über Diekamp, Pohle-Gierens-Gummersbach und selbst über Ludwig Ott schimpft, deren Bemühen um begriffliche Klarheit und vor allem auch um geistige Führung im Zeitalter verschwommener Redseligkeit als „pure Scholastik“ abgetan wird, auf der anderen Seite aber auch nicht zu Matthias Joseph Scheeben greift, dessen von den ostkirchlichen Vätern so sehr inspirierte Theologie unmittelbar zur Betrachtung einlädt, ja diese schon ist. Was an Scheeben natürlich stört, ist die übernatürliche Einstellung, die in so striktem Gegensatz zu der genannten Entmythologisierung steht, mit der man sich den Zeitgenossen empfehlen will.

Wiederholung – Pulsschlag des Lebens

Die Betrachtung schließt die Wiederholung nicht aus, ja diese scheint geradezu eines ihrer Wesensmerkmale zu sein. In der Anschauung kommt der Geist ja zur Ruhe und zieht sich aus dem Diskurs zurück. Es geht nun nicht mehr darum, neue Erkenntnisse zu gewinnen, sondern in dem zu verweilen, was er schaut, und mag es auch nur um einen einzigen unteilbaren Gegenstand gehen wie das „Ja“ der Gottesmutter zur Botschaft des Erzengels Gabriel oder die Anbetung der drei Könige. Dem steht die Gliederung in Punkte, von der wir sprachen, nicht entgegen. Ich kann ja auch in gesammelter Ruhe eine Landschaft betrachten, die sich mir als Ganzes darbietet und – ohne es aus den Augen zu verlieren – jetzt diesen oder jenen ihrer Aspekte in den Blick nehmen. Wie sehr sich Einheit und Gliederung hier ergänzen, zeigen gerade die anderen Formen des betrachtenden Gebetes wie der Rosenkranz und besonders auch die Litaneien, die einen einzigen Gegenstand wie etwa das hl. Herz Jesu von immer neuen Gesichtspunkten her betrachten, ohne doch aufzuhören, still und konsequent bei ihm zu verweilen. Als Beispiel mag vor allem die herrliche Litanei vom Namen Jesu dienen, die uns die gottmenschliche Person des Erlösers in immer neuen Facetten vor Augen führt. Oder auch die Lauretische Litanei, dieser herrliche Leitfadens zur Betrachtung der Schönheit und Erhabenheit der allerseligsten Jungfrau von unerreichter Tiefe, wie sie vor allem in den drei Anrufungen zum Ausdruck kommt: „speculum iustitiae“, „sedes sapientiae“ und „causa nostrae laetitiae“. In diesem Zusammenhang habe ich mich schon in meiner St. Georgener Zeit, aber auch später bei meiner Lehrtätigkeit in traditionsbewussten Priesterseminaren gewundert, dass die Alumnus so wenig dazu angeleitet werden, einige dieser Litaneien auswendig zu lernen, die gerade in unserer hek-

tischen Zeit Ruhe- und Haltepunkt der Betrachtung vor allem auch bei längeren Autofahrten sein können.

Jedenfalls kann sich so die Betrachtung in ihrer gegliederten Einheit einer gewissen Analogie zur metaphysischen Erkenntnis Gottes rühmen, dessen alles überragende Einfachheit, in der alle Unterschiede zusammenfallen, wir ständig im Sinn haben, während wir uns dieses sein unergründliches Wesen von den reinen Vollkommenheiten her, die wir in dieser Welt antreffen, sukzessiv zu vergegenwärtigen suchen.

Wie uns der immer gleiche Puls des Lebens, die Gewohnheiten und Institutionen, ohne die wir nicht auskommen, erhalten und stützen, so lähmt die Wiederholung die Betrachtung nicht, sondern schafft eine tiefe Vertrautheit mit den hl. Gestalten, die uns gerade so bleibend prägt. Es stärkt unser geistliches Leben, wenn wir uns immer wieder zur gleichen Zeit des Advent den Bußruf des hl. Johannes des Täufers zur *Metanoia* vergegenwärtigen. Es dient dem andächtigen Kommunionempfang, wenn wir uns dabei immer wieder den Apostel Thomas vergegenwärtigen, der ja vor dem Heiland auf die Knie fiel, weil er auch ihm, wenn auch in anderer Weise in verklärter Form gegenwärtig war. Zudem zeigen uns die Biographien großer Heiliger, wie sehr sie durch die Betrachtung eines der zentralen Geheimnisse des Glaubens inspiriert wurden. Wir denken an die glühende Verehrung des hl. Herzens Jesu durch die hl. Margarete Maria Alacoque (1647 – 1690) oder an den hl. Gabriel Possenti (1838 – 1862), der sein ganzes Leben der Verehrung der Schmerzensmutter Maria geweiht hat.

Seit der Liturgiereform hat die Wertschätzung der Wiederholung dem Lobpreis des reich und immer wieder neu gedeckten Tisches Platz gemacht. Die immer gleichen Perikopen, die schon deshalb ganz einfach zum Leben gehörten, haben so oft schon den Ringbuchvorlagen auf dem Altar mit jeweils neuen Texten Platz gemacht. Generell kann man sagen, dass in der tridentinischen Messe ein anderes, eben von Kontemplation und Wiederholung geprägtes Verständnis der *participatio actuosa* anzutreffen ist als in der neuen Messe, in der das fürbittende Element überwiegt.

Aktuelle Beispiele

Dankbar für die Lehrer der Gesellschaft Jesu, die uns einst Bedeutung und Reichtum der Betrachtung eröffnet haben, wollen wir hier noch zwei Beispiele von Betrachtungspunkten geben, die zwar verschiedene Ereignisse behandeln, aber doch eine thematische Einheit bilden. Denn sie sind immer wieder aktuell für unser tägliches Leben und zeigen damit zugleich, wie sehr die reine Kontemplation, in der wir uns angeblich ganz in den elfenbeinernen Turm unserer Innerlichkeit zurückziehen, doch unmittelbar praktisch ist.

Es ist nun einmal so und unserer *conditio humana in hac lacrimarum valle* geschuldet. Gleich, welchem Stand wir angehören, so sind doch die Sorgen unser tägliches Brot, die sich in nicht wenigen Momenten unseres Daseins – etwa bei schwerer Krankheit oder dem drohenden Verlust eines Angehörigen – bis zum Crescendo steigern können. Nicht umsonst spricht man vom „grauen Gespenst der Sorge“, das uns gerade in den frühen Morgenstunden bedroht. Ihr müssen wir mit der zweiten göttlichen Tugend der Hoffnung und mit Gottvertrauen begegnen. Schön wäre es aber, wenn dieses Gottvertrauen nicht *in abstracto* verbliebe, sondern wenn wir es mit Fleisch und Blut erfüllen könnten. Dazu hilft es, wenn wir uns in die Lage der Jünger versetzen, die erleben mussten, wie der Sturm ihr fragiles Boot hin und her warf, überflutete und beinahe zum Kentern brachte. Aber der Herr war bei ihnen und schloß: eine wahrhaft parado-

xe Situation, die aber doch als solche eine ungeheure Ruhe und Sicherheit vermittelt. Als sie ihn weckten, schalt er sie ob ihrer Kleingläubigkeit.

Es erübrigt sich, die Zuversicht und Gewissheit zu beschreiben, welche die lebendige Imagination dieser wahren Begebenheit zu vermitteln vermag. Denn ist es nicht so, dass auch wir uns, wenn wir nur bereit sind, den Heiland anzurufen und uns ihm ohne jedes „wenn und aber“ anzuvertrauen, immer schon mit ihm in einem Boot befinden und daher über jene Souveränität verfügen, welcher der sterbende Philosoph Peter Wust Ausdruck gab, als er in seinem berühmten Abschiedswort sagte: „ich befinde mich in absoluter Sicherheit!“

Die zweite Szene, die wir am Morgen betrachten können, um der Eiseskälte der modernen Gesellschaft, wie sie Adorno einst nannte, mit Mut und Gelassenheit zu begegnen, ist die Rückkehr der Apostel nach der Himmelfahrt Jesu, von der die Apostelgeschichte anschaulich berichtet: „sie stiegen in den Obersaal hinauf und verblieben daselbst“. Sie verharrten dort einmütig im

Gebet, aber ganz sicher blieben die Türen furchtsam verschlossen, wie uns Johannes 20,19 berichtet. Man kann sich ihre prekäre Situation vor der Herabkunft des Heiligen Geistes nur allzu gut vorstellen. Auf der einen Seite wussten sie, dass der Herr lebt. Auf der anderen Seite hatte er sie doch, wenn auch mit der Verheißung seines Beistandes, zunächst verlassen. Es ist durchaus anzunehmen, dass die Jünger mit dieser neuen, zwiespältigen Situation nur schwer zurechtkamen. Und doch wussten sie sich in dieser scheinbaren Verlassenheit ganz eng mit Christus verbunden. Denn seine Mutter weilte mitten unter ihnen: Zeichen, Gewähr und Unterpfand bleibender Verbindung mit dem Herrn. So sind auch wir in dieser Welt einer oft geradezu apokalyptisch anmutenden Gottverlassenheit nicht allein, wenn wir auf Maria schauen und uns ihr täglich von neuem anvertrauen.

*Walter Hoeres
Schönbornstr. 47
60431 Frankfurt am Main*

WOLFGANG F. ROTHE

Es hätte schlimmer kommen können ... Ein (bewusst) positiver Blick ins neue „Gotteslob“

„If you can't fix it, you've got to stand it“, stellt ein englisches Sprichwort lapidar fest – zu Deutsch: „Wenn Du's nicht ändern kannst, musst Du's aushalten“. Das gilt in gewissem Sinn auch für das neue Katholische Gebet- und Gesangbuch „Gotteslob“, das in einigen deutschen und österreichischen Diözesen bereits eingeführt wurde und in den übrigen in Kürze eingeführt werden wird.

Das neue „Gotteslob“ erscheint in einer Startauflage von insgesamt um die dreieinhalb Millionen Exemplaren und wird in allen deutschen und österreichischen (Erz-)Diözesen, der Diözese Bozen-Brixen und den deutschsprachigen Gemeinden der Diözese Lüttich Verwendung finden. Dass ein solches Großprojekt nicht den Bedürfnissen und schon gar nicht den Wünschen aller Betroffenen in jeder Hinsicht Genüge tun kann, liegt auf der Hand.

Da es sich beim „Gotteslob“ um das – zumindest im Idealfall – nahezu täglich in Gebrauch befindliche „Handwerkszeug“ jedes katholischen Klerikers und Laien in den genannten Regionen handelt, ist es nicht nur naheliegend, sondern gerade-

zu unumgänglich, sich mit dessen Inhalt und Handhabung vertraut zu machen. Dabei wird es wohl kaum jemanden geben, der nicht irgendetwas überflüssig findet oder vermisst.

Ungeachtet aller berechtigten Kritik wird man als katholischer Kleriker oder Laie aber schwerlich umhinkommen, mit dem neuen „Gotteslob“ auf längere Sicht hin zu leben und zu arbeiten. Darauf zu hoffen, dass in absehbarer Zeit eine Neuauflage erscheinen würde, die allen Bedürfnissen und Wünschen Rechnung trüge, wäre schlichtweg utopisch. Da man es aber – um das eingangs zitierte Sprichwort noch einmal aufzugreifen – nicht ändern kann, wird man nicht umhinkommen, es zumindest auszuhalten und das Beste daraus zu machen.

Ohne die bereits von verschiedenen Seiten geäußerte und in der Regel durchaus begründete Kritik infragestellen zu wollen, soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, einmal ganz bewusst solche Aspekte herauszustellen, unter denen das neue „Gotteslob“ – zumindest für den Durchschnittsleser von THEOLOGISCHES – einen Fortschritt gegenüber der bisherigen Fassung bedeutet. Die nachfolgende Auflistung, die sich aus

praktischen Gründen auf den Stammteil beschränkt, beruht auf einer zugegebenermaßen subjektiven Auswahl und erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit:

- Der Einband des neuen „Gotteslobs“ ist aus einem rutschfesten Material gefertigt, was besonders in Kirchen mit abschüssigen Bankoberflächen sehr von Vorteil ist.
- Die Bindung ist fest und zugleich flexibel, sodass das aufgeschlagene Buch ohne Weiteres geöffnet liegenbleibt.
- Der zweifarbige Druck (in Schwarz und Rot) lässt das aufgeschlagene „Gotteslob“ auf den ersten Blick als ein zum liturgischen Gebrauch bestimmtes Buch erscheinen.
- Es beinhaltet zwei aufwändige und ansprechende Vierfarbdrucke, näherhin einen Ausschnitt aus Michelangelos „Erschaffung des Adam“ in der Sixtinischen Kapelle (vor der Titelseite) und das Antlitz eines romanischen Kruzifixes (nach Nr. 589,9).
- Die einzelnen Themenblöcke sind durch vollständig rot gefärbte Seiten selbst beim geschlossenen Buch optisch leicht voneinander zu unterscheiden.
- Die Grundgebete „Vater unser“ (Nr. 3,1), „Ehre sei dem Vater“ (Nr. 3,2) und „Gegrüßet seist du Maria“ (Nr. 3,5) sind sowohl in deutscher als auch in lateinischer Fassung abgedruckt.
- Das Gebet des Rosenkranzes wird ausführlich und noch dazu mithilfe einer Grafik erklärt (Nr. 4,1-3).
- Das neue „Gotteslob“ bietet mehrere durchaus brauchbare Hausgottesdienste für verschiedene Anliegen, so z. B. für den Heiligen Abend (Nr. 26) und im Trauerfall (Nr. 28).
- Die traditionellen Kataloge der Seligpreisungen (Nr. 29,2), der sieben Werke der Barmherzigkeit (Nr. 29,3), der sieben Gaben und der zwölf Früchte des Heiligen Geistes (Nr. 29,4), der drei Göttlichen Tugenden und der vier Kardinaltugenden (Nr. 29,5) sowie der Zehn Gebote (Nr. 29,6) und der fünf Gebote der Kirche (Nr. 29,7) finden sich wörtlich aufgelistet und erklärt.
- Die Gesänge des „Asperges“ (Nr. 124) und des „Vidi aquam“ (Nr. 125) sind vollständig in lateinischer Sprache abgedruckt.
- Die Zahl der deutschsprachigen Gloria- (Nrn. 166-173), Sanctus- (Nrn. 190-200) und Agnus-Dei-Gesänge (Nrn. 202-208), die dem jeweils zugrunde liegenden liturgischen Text zumindest nahekommen, wurde deutlich vermehrt.
- In einem gebräuchlichen Lied zur Kommunionsspendung wird künftig wieder, der ursprünglichen Fassung entsprechend, die „heilge Seelenspeise“ besungen (Nr. 213).
- Eine ganze Reihe traditioneller Advents- und Weihnachtslieder wurden neu aufgenommen, darunter „Maria durch ein Dornwald ging“ (Nr. 224), „Tochter Zion“ (Nr. 228), „Menschen die ihr wart verloren“ (Nr. 245), „Als ich bei meinen Schafen wacht“ (Nr. 246), „Ihr Kinderlein kommet“ (Nr. 248) und „Engel auf den Feldern singen“ (Nr. 250).
- Die Ärgernis erregende, weil die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens leugnende ökumenische Fassung der zweiten Strophe von „Es ist ein Ros entsprungen“ (Nr. 243) wurde ersatzlos gestrichen.
- Das international bekannte Weihnachtslied „Nun freut euch ihr Christen“ (Nr. 241) wurde um seine lateinische Urfassung „Adeste fideles“ (Nr. 242) ergänzt.
- Das Weihnachtslied schlechthin, „Stille Nacht heilige Nacht“ (Nr. 249), ist seiner Bedeutung entsprechend wieder mit Noten versehen worden.
- Das am Palmsonntag nahezu unverzichtbare Lied „Singt dem König Freudenpsalmen“ (Nr. 280) braucht nicht länger vermisst zu werden.
- In der Osterzeit wird man künftig wieder singen können „Ist das der Leib Herr Jesu Christi“ (Nr. 331), „Jesus lebt“ (Nr. 336) und „Freu dich erlöste Christenheit“ (Nr. 337).
- Das klassische Lied zum Herz-Jesu-Freitag und -Fest, „Herz Jesu Gottes Opferbrand“ (Nr. 371), kann nun wieder überall und ohne Weiteres gesungen werden.
- Die Antiphon „In paradisum“ (Nr. 516) aus der Begräbnisliturgie ist vollständig in lateinischer Sprache abgedruckt.
- Das Lied „Maria aufgenommen ist“ (Nr. 522) hat eine andere, bekanntere Melodie zugewiesen bekommen.
- Das vielfach vermisste Marienlied „Segne du Maria“ (Nr. 535) ist wieder da!
- „Ihr Freunde Gottes allzugleich“ (Nr. 542) ist um eine Strophe vermehrt worden, so dass nun die Patriarchen und Propheten, die Apostel und Märtyrer sowie die Jungfrauen und Frauen jeweils eine eigene Strophe haben.
- Das klassische Lied zu Ehren von „St. Martin“ (Nr. 545) hat mit nicht weniger als sechs Strophen Aufnahme gefunden.
- Unter den Litaneien finden sich nun auch die so genannten „Grüssauer Marienrufe“ (Nr. 568) – und zwar mit einer beachtlichen Zahl von Anrufungen.
- Die gleichbleibenden Teile der heiligen Messe sind durchgehend sowohl in deutscher als auch in lateinischer Sprache abgedruckt (Nrn. 582-591).
- Das Zweite Hochgebet ist ebenfalls sowohl in deutscher als auch lateinischer Fassung abgedruckt, wobei es sich bei der deutschen bereits um die revidierte Fassung (einschließlich des „für viele“) handelt, so dass es in dieser Frage wohl kein Zurück mehr geben dürfte.
- Das neue „Gotteslob“ bietet insgesamt vier durchaus lebensnahe und trotzdem inhaltlich solide „Hilfen zur Gewissensforschung“ (Nrn. 598-601), darunter jeweils eine für Kinder und für Jugendliche sowie eine, die ganz klassisch auf den Zehn Geboten aufbaut.
- In den Responsorien der Tagzeitenliturgie wurde das befremdliche „Singt das Lob des Vaters“ wieder durch das klassische „Ehre sei dem Vater“ (Nrn. 616,8, 630,4, 636,4, 640,1, 644,1 und 2, 646,1, 650,1, 652,1, 654,1, 661,5 und 665,1) ersetzt.
- Die Marianischen Antiphonen sind nunmehr vollzählig, das heißt einschließlich des „Alma Redemptoris Mater“ (Nr. 666,1) und des „Ave Regina caelorum“ (Nr. 666,2), in lateinischer Sprache abgedruckt.

Diese Auflistung ließe sich leicht noch um so manchen Aspekt ergänzen. Und ebenso leicht ließe sich von derselben Hand eine nicht minder umfängliche Auflistung mit berechtigten Kritikpunkten und offen gebliebenen Wünschen erstellen. Doch auch wenn einem manches Lied oder Gebet, das darin Eingang gefunden hat, nicht gefallen mag: Es ist ja kein Liturge verpflichtet, es singen bzw. beten zu lassen, ebenso wenig wie ein Laie verpflichtet ist, es gegebenenfalls mitzusingen bzw. mitzubeten. Die zumindest teilweise verbesserten Möglichkeiten zu nutzen, die es nun einmal bietet, bleibt hingegen niemandem verwehrt.

*Dr. Wolfgang F. Rothe
St.-Koloman-Straße 7
81737 München*

EDMUND DILLINGER

Carlo Acutis (1991-2006) Vorbild für die Jugend

Wenn wir mit offenen Augen durch unsere Heimat gehen, sehen wir, dass unsere Kirchen leerer werden, und in unseren Gottesdiensten weitgehend besonders unsere Jugendlichen fehlen. Die großen Zusammenkünfte beim Weltjugendtag, beim Prayer-Festival oder bei den Treffen von Jugend 2000 sind zwar erfreuliche Ausnahmen, aber wir sehen doch, dass viele junge Leute immer mehr den Kontakt zu den Glaubenswahrheiten verlieren, die allein den Sinn des Lebens lehren. Täglich hören wir von jugendlichen Gewalttaten, Koma-Saufen, Drogenkonsum, Überfällen und Raub; immer mehr junge Menschen leiden unter Depressionen oder machen ihrem Leben sogar ein gewalttätiges Ende. Vor kurzem hat sich hier ein 23-jähriger mit einer Kette an einen Baum gefesselt und angezündet; er wurde gänzlich verkohlt aufgefunden.

Der italienische Jugendliche Carlo Acutis bildet ein Gegenbeispiel: er bezeugt, dass man in der Nähe Gottes ein frohes und glückliches Leben führen kann, auch wenn Not und Krankheit sehr auf uns lasten.

Carlo Acutis wurde 1991 von italienischen Eltern in London geboren. Er starb schon im Alter von 15 Jahren an einer schweren Leukämie. Bei allen, die ihn kannten, hat er große Bewunderung geweckt, denn er hat in seinem kurzen Leben ein wirklich authentisches Zeugnis christlichen Lebenswandels hinterlassen. Bei seinen Kameraden, seinen Mitschülern, aber auch seinen Lehrern galt er als ein hervorragender Mensch. Seine tägliche Lebensführung war geprägt von großer Liebe zu unserem Heiland Jesus Christus, der besonders im Sakrament der Eucharistie unter uns gegenwärtig ist. Carlo betete täglich – für einen Jungen heute gewiss etwas Besonderes – den Rosenkranz und besuchte immer auch die heilige Messe. Er pflegte eine be-

sondere Verehrung der Gottesmutter. Dies alles hat ihn zu einem Jugendlichen gemacht, der von allen in seiner Umgebung, die mit ihm Kontakt hatten, geliebt und geachtet wurde.

In Rom findet sich in vielen Kirchen das Bild und eine kurze Lebensbeschreibung von Carlo. Die Lektüre der kurzen Notizen und das Betrachten seines Bildes hat mich begeistert, so dass ich den Entschluss fasste, ihn auch in Deutschland bei den neuen Jugendbewegungen bekannt zu machen. Ich schrieb an seine Mutter in Mailand und sie sandte mir ein Buch über sein Leben. Bis jetzt sind drei Bücher über ihn in italienischer Sprache erschienen¹.

Carlo Acutis wurde am 3. Mai 1991 in London von italienischen Eltern geboren. Seine Eltern, Andreas und Antonia Acutis, prägten eine zutiefst christlich-religiöse Familie. Am 18. Mai wurde er in der Kirche „Our Lady of Dolours“ in London getauft. Diese Kirche ist der Madonna von Fatima geweiht. Diese Tatsache scheint mit ein Grund für die große Verehrung, die der Junge zum Unbefleckten Herzen Mariens entwickelt hat; die Worte Mariens, die sie zu den drei Hirtenkindern in Fatima sprach, haben ihn tief bewegt.

Im September 1991 kehrte die Familie aus wirtschaftlichen Gründen nach Italien zurück und wohnte schließlich in Mailand. Der heranwachsende Junge war sehr begabt für Informatik, so dass ihn sowohl seine Freunde wie auch Informatik-Ingenieure schon als Genie in diesem Fachbereich betrachteten. Nach schwerer Krankheit, die er mit großem Gottvertrauen ertrug, starb er am 12. Oktober 2006 in Monza und wurde auf dem Friedhof in Assisi begraben.

Natürlich fragen sich viele, wieso der liebende Gott einen solchen Jugendlichen so früh sterben lässt. Aber in seinem kurzen Leben – so schreibt der Verfasser des Lebenszeugnisses von Carlo – ist er für uns zu einem „Strahl der Sonne“ geworden. Seit seinem Tod kommen täglich Zeugnisse von Menschen aus aller Welt, die von seinem Lebensbeispiel begeistert sind und es nachzuahmen versuchen. Dieser gläubige Junge aus dem Bistum Mailand hat kurz vor seinem Tod alle Schmerzen seiner Krankheit für den Papst und die ganze Kirche aufgeopfert.

Er wurde von der Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen als ‚Diener Gottes‘ anerkannt. Im Jahre 2012 hat der Erzbischof von Mailand das Verfahren zur Seligsprechung ein-



Carlo Acutis

¹ [Vgl. Nicola Gori (Hrsg.), Eucaristia : la mia autostrada per il cielo: biografia di Carlo Acutis (1991-2006) (Testimoni del nostro tempo 57), Edizioni Paoline, Cinisello Balsamo 2008, 158 S.; Nicola Gori, Carlo Acutis, un giovane per i giovani, I. La meta, San Paolo Edizioni, Cinisello Balsamo 2013, 344 S.; Francesco Occhetta, Carlo Acutis. La vita oltre il confine, ElleDiCi, Leumann (Torino) 2013, 48 S. Weitere Materialien auf der Internetseite www.carloacutis.com. (M.H.).]

geleitet. Man kann ihm somit im persönlichen Gebet Anliegen vorbringen und um seine Fürsprache bitten. Bei Gebeterhörungen melde man diese an die Postulatorin beim Offizialat des Erzbistums Mailand über folgende Adresse:

Dr. *Francesca Conselini*, Ufficio delle Cause dei Santi della Diocesi di Milano, Piazza Duomo 16; I-20122 Milano – Italia.

Man kann auch Kontakt aufnehmen über einen religiösen Verein in Mailand, der sich um die Bekanntmachung seines vorbildlichen Lebens kümmert:

Associazione Amici di Carlo Acutis

Via Ariosto 21

I-20145 Milano (Italia)

Dorthin kann man auch in deutscher Sprache schreiben.

Mit folgendem Gebet kann man die Fürbitte von Carlo Acutis erleben:

Allmächtiger Gott, unsere Jugend hat es heute schwer, den christlichen Glauben in der Öffentlichkeit zu leben. In Carlo Acutis hast Du uns ein Vorbild gegeben, wie wir im Vertrauen auf Deine Hilfe Zeugnis von Deiner Gegenwart vor unseren Freunden ablegen und so zur Verkündigung Deiner frohen Botschaft beitragen können.

Führe uns zur gläubigen Anbetung der Eucharistie, zur aktiven Mitfeier des hl. Messopfers, zur liebenden Verehrung der Gottesmutter Maria und zur Befolgung Deiner Gebote. Lass uns so auf die Fürsprache des Dieners Gottes Carlo Acutis den wahren Sinn unseres Lebens finden.

Amen.

Beim Autor kann ein Gebetsbildchen mit dem Fürbitt-Gebet bestellt werden:

Pfarrer Edmund Dillinger

Saarbrücker Strasse 18

66299 Friedrichsthal

BUCHBESPRECHUNGEN

ILDEFONS M. FUX

Aufbau im Widerstand

Groërs erste Bischofsjahre 1987-1989

Beiheft zur Zeitschrift „Gottgeweiht“, Nr. 21-23

Vereinigung „Perfectae Caritatis“, Wien 2013

158 S., ISSN 1013-4417, 12 €

Bezug: Verein „Perfectae caritatis“, A-1030 Wien, Rennweg 10

Verfasser des Werkes über die ersten Jahre des Wirkens von Erzbischof Groër ist P. Dr. Ildefons M. Fux OSB, Dozent für spirituelle Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten, Herausgeber der Zeitschrift „Gottgeweiht“ und Nachlassverwalter von Hans Hermann Kardinal Groër. Angesichts zweier zwar wenig fruchtbarer, jedoch verbreiteter Phänomene, nämlich einer innerkirchlich vorherrschenden „Verwaltung des Niedergangs“ mit einer ungesunden Fixierung auf strukturelle Fragen einerseits und eines ebenso häufig anzutreffenden Aktionismus, der die Gefahr in sich birgt, dass statt Gott der Mensch gefeiert und statt der Sehnsucht nach Gott die Sucht nach Events gefördert wird, lenkt er den Blick des interessierten Lesers auf einen alternativen Weg. Nämlich auf jenen Weg, den Hans Hermann Groër beschritten hat. Das vorliegende, als Beiheft Nr. 21-23 zur Zeitschrift Gottgeweiht erschienene Buch „Aufbau im Widerstand“ ist der Folge-Band des ein Jahr zuvor veröffentlichten Beihefts Nr. 19-20 „Der unerwartete Bischof“.

Es gibt Einblick in die Aufbauarbeit, die Hans Hermann Groër, der 1986 zum Erzbischof von Wien ernannt wurde, trotz heftiger innerer und äußerer Widerstände vollbracht hat. In sieben Kapiteln werden wichtige Ereignisse des Zeitraumes von 1987-1989, beispielsweise die Ernennung Kurt Krenns zum

vierten Weihbischof von Wien und die damit verbundenen innerkirchlichen Widerstände, die Ausrufung eines Marianischen Jahres durch Papst Johannes Paul II. und dessen Umsetzung, der Besuch des Heiligen Vaters in Österreich, aber auch weitere Schwerpunkte in dieser Zeit wie die Sorge um den Stephansdom, die Diskussionen innerhalb der Bischofskonferenz über die kirchliche Lehre zu Ehe und Familie oder die ökumenischen Bemühungen behandelt. Auch Geschehnisse rund um die Person Groërs wie die Erhebung zum Kardinal oder die Feier seines 70. Geburtstags fallen in diese Zeitspanne.

Der Autor ist sehr um Sachlichkeit bemüht und vermeidet persönliche Wertungen, doch ist es ihm ein Anliegen, durch viele Originalzitate aus Briefen und Protokollen, vor allem auch der Bischofskonferenz, sowie durch gut recherchierte Hintergrundinformationen dem Leser zu einer seriösen Einschätzung der damaligen Geschehnisse in der österreichischen Kirche zu verhelfen, was auch für eine Beurteilung der aktuellen innerkirchlichen Situation sehr hilfreich, ja unabdingbar ist. Die Frömmigkeit Kardinal Groërs war durch seine benediktinische und marianische Spiritualität geprägt. Immer war er sich bewusst, dass ohne das beständige Gebet in der Seelsorge nichts gelingen kann und rief deshalb auch häufig zum Gebet auf. Ein langsamer, aber beharrlicher Aufbau durch die richtigen Prioritäten, durch unermüdlichen Seeleneifer, durch viele Begegnungen, die den einzelnen im Blick hatten, waren sein Ziel. In allen Bereichen bewährte sich Groërs Grundsatz: *Mit Geduld, in kleinen, aber systematischen Schritten, ohne Rücksicht auf vordergründigen Erfolg oder kritische Reaktionen in der Öffentlichkeit* (S. 72). Doch setzten ihm die heftige Kritik der Medien und die öffentlichen Angriffe durch einige Priester und Laien besonders angesichts der Ernennung Kurt Krenns zu seinem Weihbischof zu. Wie er mit dieser Situation umging, beschreibt

P. Fux folgendermaßen: „In dieser hochgradigen Emotionalisierung blieb Groër dennoch gelassen und ruhig, wenn auch das entstandene Getümmel ihm eine schwer zu tragende Last bedeutete, wie er so manchem Korrespondenten anvertraute. Es gebe da auch viele Ängste: *Ich bin ein Diener immer gewesen, aber ich habe noch nie so schmerzlich und erniedrigend dienen müssen, dienen dürfen, wie in den vergangenen Wochen. Es ist eine sehr harte Zeit.*“

Der Autor vergisst nicht, immer wieder auf die Früchte des Eifers des Erzbischofs hinzuweisen, seien es die jungen Menschen, die nach den Predigtreihen anlässlich des Marianischen Jahres zu Groër kamen, um ihm zu sagen, dass sie eine Berufung verspürten, sei es die Diözesanwallfahrt, die ein wahrhaft geistliches Ereignis war, sei es der Mitgliederzuwachs beim Rosenkranzühnekreuzzug oder aber die Priesterwallfahrt mit über 300 Priestern aus der Diözese. Die Ökumenischen Beziehungen wurden vertieft, und der Erzbischof war sowohl bei den Protestanten als auch bei den Orthodoxen ein angesehener und beliebter Gesprächspartner, der vor allem in der Ungeduld einiger Menschen ein großes Hindernis für das Fortkommen der ökumenischen Bemühungen sah.

In dem Buch wird auch deutlich, dass der Kernpunkt der damaligen Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche Österreichs und zugleich der Wendepunkt für einen geistlichen Aufbruch im uneingeschränkten Ja Groërs und Krenns zu *Humanae vitae* lag. Insgesamt ist es dem Autor hervorragend gelungen, nicht nur ein Bild der Kirche Österreichs in den Jahren 1987 - 1989 zu zeichnen, sondern das besonders segensreiche Wirken Kardinal Groërs herauszustellen.

Zweifellos verdient „Aufbau im Widerstand“ eine breite Leserschaft.

Bettina Rahm
6277 Zellberg 226, Österreich
bettina.rahm@gmx.at



Hans-Joachim Hahn – Simon Lutz
(Hrsg.)

Höllenzur und Hoffnung

Warum unsere Zivilisation zusammenbricht und wie sie sich erneuern kann

Verlag Olzog, München 2013
256 S., gebunden
ISBN 978-3-7892-8197-6, 22,90 EUR

Der 52jährige Manager Hirotsugu Kwaguchi war 1985 im Flugzeug nach Osaka. Das Flugzeug mit 509 Passagieren und 15 Besatzungsmitgliedern flog gegen einen Berg. Nur 4 Menschen überlebten. Hirotsugu war nicht unter ihnen. In den letzten Minuten vor dem Absturz schrieb er in ein Büchlein seinen 3 Kindern: „Seid gut zueinander, arbeitet fleißig und helft eurer Mutter. Euer Vater ist sehr traurig. Ich bin sicher, ich werde es nicht schaffen ... Tsuyoshi, ich verlasse mich auf dich! Lebt wohl! Ich bin so dankbar für das wahrhaft glückliche Leben, das ich bis jetzt genossen habe. Gott, bitte hilf mir“. Das Büchlein fand man in den Trümmern. Bei der letzten Wartung des Flugzeugs hatte man Fehler übersehen, die zu seinem Absturz führten. Die Autoren des Sammelbandes sind zehn international bekannte Topexperten Deutschlands aus verschiedenen Fachgebieten: „wir sehen den Berg, an dem unsere Gesellschaft zerschellen wird, auf uns zukommen“.

Das Ende der Welt zu beschwören hat Hochkonjunktur. Die Professoren wollen nicht in den Chor der Kassandras einstimmen und die vielfältigen Umweltkatastrophen anführen, aber „Unsere Welt ist in größerer Gefahr als jemals zuvor“ (S. 15). Was wären unsere letzten Gedanken, wenn unser Lebensende kurz bevorstünde? Hirotsugu erteilt uns eine Lektion: „Wenn es um alles geht, dann wollen wir ein tugendhaftes Leben führen, einander helfen ... uns Gott anvertrauen und in Würde sterben. – Also genau das, was wir in unserer Zivilisation nicht tun“ (S. 19).

Die Autoren sind ausnahmslos Christen und fühlen sich im jüdisch-christlichen Abendland heimisch und verwurzelt. Durch ihre Berufe, Bildung und Eigentum zählen sie zur sozialen Oberschicht. Mit dem Bekenntnis zum Christentum wird man in unserer Gesellschaft oft als reaktionär und erzkonservativ betrachtet. „Wir hoffen auf zweierlei. Auf begründeten Widerspruch und auf Stimmen mit dem Tenor: ‚Endlich sagt es mal jemand‘“ (S. 26). Ankündigungen des Weltendes sind zahllos. So unter Kaiser Otto III. Am 31.12. 999 sollte die Welt untergehen. Der letzte angekündigte Termin für den Weltuntergang war der 21.12. 2012 .

„Journalisten, die von den Einschaltquoten und Auflagen wirtschaftlich leben, sehen sich gezwungen, die Emotionen zu bedienen, die mit Katastrophen auslösbar sind. Beispielsweise wurde in allen Medienkanälen ausführlich über den Hund berichtet, der nach dem Tsunami vor Japan 2011 aus dem Meer gerettet wurde. Mehr als 15 000 Menschen kamen um ... und es wurde über den Hund berichtet! Einzelne Journalisten, die bei so etwas nicht mitmachen wollten, wären chancenlos. Den Job würde einfach ein anderer machen“ (S. 47).

„Unser Leben ist nicht mehr durchschaubar, nicht mehr überschaubar. Und doch müssen wir ständig handeln, etwas tun, entscheiden, machen – unser privates wie berufliches Umfeld erwartet das. Und dabei passiert es immer häufiger, ... dass wir zwar das Gute wollen, aber das Böse bewirken. Die Konsequenzen unseres Handelns werden immer schwerer abschätzbar ... Gleichzeitig verwischen sich unsere Werte, wir haben keinen eindeutigen Kurs mehr in unserem moralischen Empfinden. 1972 erschien vom Club of Rome das Buch ‚Die Grenzen des Wachstums‘. Es wurde zum Weltbestseller mit 30 Millionen Exemplaren in 30 Sprachen und zeigt, dass die Weltbevölkerung und die Umweltverschmutzung mindestens exponentiell zunehmen würden. Das Wachstum ist begrenzt und wir stehen kurz vor dieser Grenze“ (S. 71).

Das Vertrauen schwindet. 43% der Deutschen sind der Meinung, dass sich die Soziale Marktwirtschaft nicht bewährt ha-

be. 45% glauben nicht an den langfristigen Erfolg des Euro. 53% vertrauen der Regierung nicht, 65% sind der Meinung, dass die Politik die drängenden Probleme nicht lösen könne. Das ist kein deutsches Problem, sondern eines der gesamten westlichen Welt (S. 73). Das Misstrauen zeigt sich u.a. im immer stärker werdenden Wunsch nach Bürgerbeteiligung, Volksentscheiden, Plebisziten. „Alles halb so wild? Alles doppelt so wild!“ Im Jahr 2000 wurden in Deutschland rund 11 000 Fälle von Schwarzarbeit festgestellt und bestraft. 2010 waren es knapp 170 000 Fälle. Tendenz steigend. Das Betrügen von Finanzämtern und Versicherungen ist Normalfall. Abnahme von Vertrauen und Zunahme von Misstrauen sind nur zwei Symptome einer zerfallenden Gesellschaft. „Wir finden keine Gemeinsamkeiten mehr. Wir können uns nicht mehr einigen, was gut und was schlecht ist, was richtig und was falsch ist“ (S. 76).

Welche Vorbilder geben Orientierung? Lehrer und Geistliche, die wegen Missbrauchs von Minderjährigen am Pranger stehen, Popstars, die durch Drogenkonsum und Sexorgien in die Schlagzeilen geraten? Die Hauptkrankheit unserer Zeit ist, dass der Einzelne oft keine Verantwortung mehr spürt gegenüber Gott, seinem Land, seinem Heimatort, seiner Familie. Statt dessen denken zu viele Menschen darüber nach, wie sie ihren individuellen Profit maximieren können. „Der Wunsch, viel Geld zu besitzen, ohne dafür ehrlich gearbeitet zu haben, ist weit verbreitet“ (S. 83). Einst war das Glücksspiel verboten. Jetzt ist es erlaubt und wird sogar staatlich gefördert, weil der Staat bis zu 80% der Einnahmen kassiert (S. 84). In den USA, England, Frankreich und Deutschland sind inzwischen Pornographie, Sexshops und Bordelle Alltag geworden, die Scheidungsrate liegt bei einem guten Drittel. Unsere westliche Zivilisation nähert sich spätromischer Dekadenz. Diese Entwicklung nimmt an Geschwindigkeit zu (S. 89 f.).

Wenn die Autoren auf S. 95 sagen: „Im Dritten Reich war erweisenmaßen die Mehrheit der Bevölkerung an den begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit entweder direkt beteiligt oder ging ihnen passiv aus dem Weg und ermöglichte sie dadurch“, erweisen sie sich als typische Spätgeborene, die keine Ahnung vom Leben in einer Diktatur haben. Eine direkt betroffene „Halbjüdin“, Margot Schmidt, Jahrgang 1924, hat in ihrem Buch „Durchgestanden“ mit diesen Vorurteilen aufgeräumt. Der langjährige bayerische Kultusminister Hans Maier schreibt in seinem Vorwort, dass „vor allem das vielgescholtene ‚Katholische Milieu‘ sich als resistent erwies gegenüber den Naziparolen“. Allein in Berlin haben über 5 000 Juden durch Mitmenschen überlebt, die sie unter Lebensgefahr versteckt und durchgefüttert haben. Der bekannte jüdische Theologe und Historiker, Pinchas E. Lapide erklärte in einem Interview der „Welt“ vom 25.9.1986: „Als Mitleid ein Verbrechen in Deutschland war und der Nächstenhaß zum Staatsgesetz erhoben wurde, gab es Tausende von Deutschen, die ihr Leben riskierten, um Juden zu retten ... Es ist an der Zeit, auch diese Helden zu Wort kommen zu lassen, die das liefern können, was jede Jugend in allen Ländern und zu allen Zeiten will: Vorbilder zur Nachahmung und Leitbilder für eine bessere Zukunft“. Bezeichnend ist, dass zahlreiche Verlage sich weigerten, das Buch von Margot Schmidt zu drucken. Es war eben „politisch nicht korrekt“.

Was ist richtig, und was ist falsch? Um dies festzustellen, brauchen menschliche Gemeinschaften einen Moralkodex. In der westlichen Welt sind das die ethischen Grundlagen, die durch die jüdische und christliche Religion gelegt wurden. Darauf bauen die universellen Menschenrechte und die jeweiligen

modernen Verfassungen der Staaten auf. In Deutschland ist es das Grundgesetz. Streitfragen sind normal. In einem Rechtsstaat gibt es ausgeklügelte Mechanismen, damit jeder zu seinem Recht kommt. Immer häufiger werden Rechtsnormen unserer Gesellschaft nicht mehr akzeptiert. Grundrechte, Recht auf Eigentum und körperliche Unversehrtheit werden systematisch ausgehebelt. In Berlin, Hamburg und Duisburg gibt es Stadtteile, die für polizeilichen Streifendienst zu gefährlich sind.

Als Sarrazin solche Missstände in seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ anprangerte, wurde er als Rassist, Antisemit und Volksverhetzer auch von Leuten attackiert, die sein Buch gar nicht gelesen hatten (S. 105). „Statt die Menschen für das biologische Weiterbestehen eines Volkes unersetzliche Familie zu schützen, werden unfruchtbare Lebensgemeinschaften gefördert und die Familie diskreditiert. ... Statt die Identität eines Volkes zu erhalten und zu stärken, wird es seiner nationalen, seiner kulturellen wie auch religiösen Identität beraubt und anderen Kulturen und Religionen ausgeliefert“ (S. 120 f.). In Deutschland sind die Menschen frei, „aber ‚entwurzelt‘, selbstverantwortlich, aber verunsichert, ungebunden, aber orientierungslos, materiell abgesichert, aber existentiell gefährdet“ (S. 127 f.).

„Der Zeitgeist scheint sich selbst zu widersprechen: Auf der einen Seite sehnen sich die meisten Menschen nach der großen Liebe, nach Glück, Sicherheit und Geborgenheit, beklagen Orientierungslosigkeit und Sinnkrise, aber auf der anderen Seite wird die Familie als Hort all dieser Werte verschmäht“. Nach der von Shell finanzierten Jugendstudie 2010 meinen mehr als drei Viertel der Jugendlichen, dass man eine Familie brauche, um wirklich glücklich zu sein. Die Realität sieht aber ganz anders aus (S. 134 f.). Der Kern jeder Familie ist die Partnerschaft. Sie muss genügend lange halten, um Kinder großzuziehen. In Frankreich hält eine Partnerschaft im Durchschnitt nur noch drei Jahre. In Belgien kommen auf 100 Eheschließungen über 70 Scheidungen, in Spanien 67, in Deutschland 57. Nirgendwo in der Welt sind Scheidungsraten so stark wie in Europa (S. 136). „Je höher die Scheidungsrate, desto höher die Zahl der vorehelichen Beziehungen. Die Neigung zu immer häufigerem Partnerwechsel, egal ob mit oder ohne Trauschein ist statistisch Fakt ... Die explosionsartige Ausdehnung der Promiskuität ist faktisch voll im Gange, da gibt es kein Halten mehr“ (S. 137).

Die Entwicklungs-, wie auch Bindungsfähigkeit eines Menschen wird zwangsläufig gestört, wenn in frühester Kindheit die wichtigste und engste Bindung, die ein Mensch haben kann, in der Kita unterbunden wird. Der renommierte deutsche Pädagoge, Martin Textor, schreibt in „Praxisratgeber Kindertagesbetreuung“: „Nach verschiedenen Untersuchungen werden heute zwischen 20 und 25% aller Kindergartenkinder als verhaltensauffällig oder psychisch gestört eingestuft. 5% sind behandlungsbedürftig“ (S. 142). Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hat vor einigen Jahren einen Ratgeber für Eltern zur kindlichen Sexualerziehung vom ersten bis zum sechsten Lebensjahr herausgebracht und 100 000-fach kostenlos verteilt. Eltern, Großeltern oder jene, denen die Pflege der Kinder anvertraut wird, wurden darin zur sexuellen Stimulation ihrer Kleinkinder aufgefordert. Titel des Ratgebers: „Körper, Liebe, Doktorspiele“. Erst nachdem der Leiter des Instituts für Familienwissenschaften darauf aufmerksam machte, dass die Tipps zum Umgang mit den Geschlechtsorganen kleiner Kinder den Tatbestand des sexuellen Missbrauchs erfüllen würden, zog die Familienministerin die Broschüre aus dem Verkehr (S. 149 f.).

S. 159 sprechen die Autoren von den „großen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die wir Deutschen in der Nazi- und DDR-Zeit begangen haben“. Das Nötige hierzu ist bereits gesagt. Vgl. oben die Erklärung von Pinchas E. Lapide. Dass wir uns weitgehend von der Verantwortung vor Gott verabschiedet haben, ist jedermann klar. Denken wir nur an die Parole vom „Recht auf den eigenen Bauch“.

Wenn der Mensch nicht mehr Gott als letzte Autorität anerkennt, ist die Gefahr groß, dass der Staat an dessen Stelle tritt (S. 159). Wir sagen uns freiwillig von allen Traditionen los. Wir übersexualisieren unsere Kinder und verhindern ihre gesunde Identitätsbildung als Männer und Frauen. Uns gleiten all die Prinzipien, Traditionen und Werte aus der Hand, für die wir Jahrhunderte lang gekämpft haben. „Und es geht bei uns schnell abwärts“ (S. 161).

In den Schulbüchern Frankreichs und Deutschlands herrscht im Gegensatz zu den USA ein überwiegend wirtschaftsfeindlicher Duktus vor. In den US-Schulbüchern werden Unternehmertum, Markt und Wettbewerb positiv bewertet und für ein tieferes Verstehen der Zusammenhänge geworben. Der allgemeine Sprachgebrauch zeugt von einer unternehmerfeindlichen Einstellung der Gesellschaft. Schon das Wort „Kapital“ weckt negative Assoziationen. Der Begriff „Humankapital“ ist unter Unternehmern ein Ausdruck von Wertschätzung gegenüber den Mitarbeitern. Das eigentliche Vermögen eines Unternehmers sind seine Mitarbeiter (S. 165).

Gewiss kann man über rücksichtslose Gewinnmaximierung bei Großkonzernen und die Söldnermentalität mancher Manager diskutieren – aber die Wirtschaft sieht doch größtenteils ganz anders aus. Die kleinen und mittleren Unternehmen mit weniger als 250 Mitarbeitern stellen in Deutschland über 99% der umsatzsteuerpflichtigen Unternehmen. Die Wirtschaft hat gelitten und leidet noch unter dem Mangel an ordentlich ausgebildeten Arbeitskräften, verfehlter Schulbildung und immer weniger Nachwuchs. Mit einer Paarung von Anspruchsdenken und Hilflosigkeit brechen vielfach junge Menschen Schule und Ausbildung ab. Berufsziel: Hartz IV.

Damit kann man leben, jedenfalls, wenn man es mit anderen Zeiten und anderen Weltgegenden vergleicht (S. 168). „Wer nicht gefordert wird, entwickelt sich nicht. ... Das Leben von Kindern und Jugendlichen hat sich in den beiden letzten Generationen unglaublich geändert. Die meisten Kinder müssen im Haushalt, beim Einkauf oder im Garten nur noch wenig oder gar nicht mehr mithelfen ... Beinahe die Hälfte aller jungen Männer in Deutschland wohnt noch zu Hause im ‚Hotel Mama‘. In Italien und Spanien sind die Zahlen noch deutlich höher“. Leiter von Top-Universitäten in den USA sagen, sie hätten 100 Prozent Asiaten, wenn sie die Studenten nur nach Noten auswählen würden (S. 169 ff.).

„Zählen wir die Faktoren zusammen: Wirtschaftsfeindliche Grundstimmung der Gesellschaft, immer weniger Bereitschaft und Notwendigkeit sich anzustrengen in weiten Teilen der Bevölkerung; immer weniger junge, gut ausgebildete, leistungsfähige und leistungswillige Arbeitskräfte. Dem gegenüber: enorm steigender wirtschaftlicher Druck ... Immer weiter steigende Sozialabgaben und Steuern, was bedeutet: immer weniger Netto vom Brutto“. Auf der anderen Seite gut ausgebildete, leistungsfähige und -willige Leute, die mit ihren Steuern alle Transferempfänger und Beamte, den Schuldendienst des Staates und schon bald pro Kopf zwei Rentner finanzieren sollen. Feste Arbeitszeiten sind passé, man soll ständig erreichbar sein und weiß nicht, ob man nach acht oder zwölf Stunden nach Hause

kommt. Die Arbeitszeit bestimmt nicht der Chef, sondern der Kunde. Es häufen sich psychische Erkrankungen. Ein psychisch Erkrankter fällt durchschnittlich einen Monat aus, deutlich länger als bei anderen Krankheiten (S. 172 f.).

„Was folgt einer tief greifenden Wirtschaftskrise? – In der Geschichte der Menschheit folgt darauf immer ein Bürgerkrieg. Wir sind nah dran an einem grotesken Krieg jeder gegen jedermann in Europa. Die Frage ist: Wie nah?“ (S. 190) Fremde Kulturen dringen in unsere Gesellschaft ein und bringen völlig fremde Einflüsse mit sich.

Heute ist es möglich und üblich, dass Muslime in Deutschland nicht nach deutschen Gesetzen, sondern nach den Rechtsnormen ihres Heimatlandes verheiratet oder geschieden werden, oder dass deutsche Richter auf der Basis der Scharia entscheiden, statt auf der Basis deutschen Rechts. „Wir praktizieren islamisches Recht seit Jahren“, wie der Kölner Professor Krüger im Spiegel-Interview vom 9.10. 2010 erklärt (S. 194 f.).

Polygamie hat aber in unserer Gesellschaft keine Grundlage. Nach BGB ist sie strafbar. Der Erzbischof von Canterbury plädiert für die generelle Einführung der Scharia in England (S. 196). „Die Menschen sollen gleich sein und nicht verschieden. Wer sich anders äußert, wird schnell als ‚Rassist‘, ‚Chauvinist‘ oder ‚Fundamentalist‘ beschimpft. Bundespräsident Wulff begründete seine Aussage, der Islam gehöre zu Deutschland, folgendermaßen: ‚Zu viele Unterschiede gefährden den Zusammenhalt‘ (S. 197).

Anstatt die bedingungslose Freiheit des Lebens zu fördern, wird die allgemeine Freiheit für den Tod unter bestimmten Bedingungen gefordert. „Das Töten ungeborener Kinder unter gewissen Voraussetzungen wurde als medizinische Dienstleistung oder als soziale Nothilfe getarnt und ist mittlerweile so normal geworden, dass man als Abtreibungsgegner heutzutage mit massiven Anfeindungen rechnen muss, sobald man seine Ansicht offen äußert. Natürlich ist man dann ein ‚Frauenfeind‘, ein ‚Chauvinist‘, ein ‚Ewiggestriger‘ usw.“ (S. 198).

„Das ganze, die Gesellschaft ungewöhnlich spaltende Dilemma um Abtreibung, unwertes Leben und Euthanasie ist entstanden, weil es in der westlichen Welt keine gemeinsame Vorstellung über ethische Grundsätze mehr gibt. Die Wertebasis unserer Gesellschaft hat sich bereits aufgelöst und erodiert immer weiter“ (S. 200). Was die Autoren über Guernica (heute Gernica) schreiben (S. 219 ff.), geht auf verschollene Dokumente zurück, die der „Spiegel“ 2003 veröffentlichte. Sie haben allerdings mit den Fakten wenig zu tun. Der ehemalige Leitende Wissenschaftliche Direktor des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Horst Boog ist international anerkannter Fachmann für die Luftkriegsführung. Er weist nach, dass eine Terrorabsicht in Guernica nicht nachzuweisen ist. „Nach Kriegsvölkerrecht war der Angriff zulässig“ („Junge Freiheit“, 24.7.12; Berneker, Deutsche Militärgeschichte, Band VII, Militärgeschichtliches Forschungsamt).

„Höllenzusturz – und was kommt danach?“ Die Autoren sind der Überzeugung, dass die westliche Zivilisation in Kürze zusammenbrechen wird. „Wir wissen nicht, was ‚in Kürze‘ heißt“. „Auf der Ebene der sozialen Systeme werden die vielfältigen Ungerechtigkeiten immer mehr zunehmen, die Art und Weise, wie wir unser Zusammenleben organisiert haben, wie Regierungen zustande kommen und regieren, wie Recht gesprochen wird, wie der Staat die Versorgung seiner Bürger sicherstellen will ... Auf der Ebene der Kultur höhnen wir unsere eigenen Traditionen und Werte aus, unterminieren sie und geben sie der Vermischung und Verwischung mit beliebigen anderen Kulturen frei“ (S. 241 f.).

Den Autoren ist bewusst, dass sie vielen als Schwarzseher gelten. Sie wollen den Menschen die falschen Hoffnungen rauben, besonders die Hoffnung, dass unsere Zivilisation auch die nächsten Krisen überstehen werden. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte habe jedoch gezeigt, dass wir offenbar unfähig sind, unsere Gesellschaft grundlegend zu verändern. Deshalb würden wir mit ihr abstürzen. „Aber wenn wir keine Hoffnung für unsere gegenwärtige Gesellschaft haben, heißt das jedoch nicht, dass wir überhaupt keine Hoffnung hätten. Auch wenn es schlimm wird, die Welt wird deshalb nicht untergehen.“

Wir glauben auch nicht, dass die Menschheit untergehen wird. Im Gegenteil. Wir haben in der Geschichte fast alles Richtige und Falsche ausprobiert. Wir wissen also, was man tun und was man lassen sollte. Wenn wir aus diesen Erfahrungen lernen ... können wir eine neue Identität ausbilden, neue Verhaltensweisen einüben, aus diesen Erfahrungen lernen, ... und neue Systeme des Zusammenlebens entwickeln. Viele der neuen Samenkörner keimen schon jetzt; vielleicht sehen wir schon einiges davon, aber wir können die neuen Strukturen noch nicht erkennen“ (S. 246 f.). „Eine Gesellschaft kann ohne Vertrauen nicht existieren. In einer neuen Zivilisation werden Vertrauenswürdigkeit und Vertrauen eine gemeinsame Verpflichtung sein. Vertrauen braucht Wahrhaftigkeit. Durch die Bindung an Gottes Gebote ist dies sehr viel leichter“.

„Die Annahme, dass Menschen gleich seien, ignoriert völlig unsere verschiedenen Naturanlagen. In einer neuen Zivilisation werden wir die Unterschiede zwischen den Menschen wieder als Bereicherung und Ergänzung anerkennen und annehmen, anstatt sie zum Nachteil aller zu verwischen. Wir werden die menschenverachtende Idee der radikalen Gleichheit aufgeben und die Gesellschaft stattdessen als einen Organismus aus verschiedenartigen, aber gleichwertigen Individuen verstehen, wie es uns im Neuen Testament in dem Bild der ‚Glieder an einem Leib‘ vorgestellt wird“ (S. 250 f.). „Eine zukunftsfähige Gesellschaft, die bald zu erwarten ist, wird keineswegs eine postchristliche Gesellschaft sein, ganz im Gegenteil“.

„Die gesellschaftlich relevanten Gebote vier bis zehn werden nicht deshalb von vernünftigen Menschen in allen Kulturen respektiert, weil sie in der Bibel stehen, sondern wie die Zivilisationen, die dauerhaft gegen sie verstoßen, untergegangen sind oder – wie wir – vor dem Untergang stehen“. In unserem Glaubensbekenntnis formulieren wir Christen seit 2 000 Jahren, dass wir den wiederkommenden Christus erwarten, der Tote und Lebende richtet und eine neue Welt schaffen wird.

„Der Jumbo Jet der Japan Airlines, der am Berg Takamagahara zerschellte, war nicht mehr zu retten, weil die Steuerung völlig außer Kontrolle geraten war. So weit sind wir noch nicht. Wir können das Steuer noch herumreißen, um unseren Jumbo sicher zu landen. Aber wir brauchen ein neues Flugzeug, um sicher weiterfliegen zu können“ (S. 253 f.).

Was die Autoren hoffen lässt, dürfte jeder Vernunftbegabte unterstreichen. Wie aber eine solche Hoffnung zustande kommt, dürfte ohne grundlegende Gesinnungsänderung in der westlichen Gesellschaft nicht zu schaffen sein. Das vorliegende Werk wird manchen Widerspruch erfahren. Seine Lektüre ist aber vor allem Christen zu empfehlen, die sich auch ihrer „Verantwortung vor Gott und den Menschen“ bewusst sind.

*P. Lothar Groppe SJ
Steiluferallee 2-4
23669 Timmendorfer Strand*



KONRAD LÖW

Adenauer hatte recht:

warum verfinstert sich das Bild der unter Hitler lebenden Deutschen?

Mit einem Nachwort von Alfred de Zayas

Verlag Inspiration Un Limited
London/Berlin 2014, 204 S. kart.
978-3-9812110-8-5, 14, 90 €

Der durch zahlreiche Werke zu Politik und moderner Zeitgeschichte bekannte Politikwissenschaftler und Historiker legt ein Buch vor, dass bei „rotlackierten Faschisten“ (Kurt Schumacher) auf Widerstand stoßen, aber von ideologisch nicht angekränkelten Zeitgenossen begrüßt werden wird. In einem Brief an den Präsidenten des Bundestages wies Löw auf die Äußerungen einer Überlebenden des Holocaust hin, die in der Gedenkstunde für die Opfer des Nationalsozialismus am 30. Januar 2013 Folgendes geäußert hatte: „Das deutsche Volk jener ersten Nachkriegsjahre wurde beschützt von seinem ersten Kanzler, der im Parlament behauptet hatte, die Mehrheit der Deutschen wären Gegner der Verbrechen an den Juden gewesen. Viele von ihnen hätten sogar den Juden geholfen, ihren Mördern zu entkommen. Ach, wäre das doch die Wahrheit gewesen.“ Das Protokoll vermerkt am Ende ihrer Ansprache: „Anhaltender Beifall – Die Anwesenden erheben sich.“

Laut Protokoll des Deutschen Bundestages (1/65, S. 6698) hat Konrad Adenauer am 27. September 1953 vor dem Bundestag ausgeführt: „Die Bundesregierung und mit ihr die große Mehrheit des deutschen Volkes sind sich des unermesslichen Leides bewußt, das in der Zeit des Nationalsozialismus über die Juden in Deutschland und in den besetzten Gebieten gebracht wurde. Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit die an den Juden begangenen Verbrechen verabscheut und hat sich an ihnen nicht beteiligt.“ Hatte Adenauer gelogen oder nicht gewusst, was er sagte? Das Protokoll vermerkte damals: „Lebhafter Beifall im ganzen Haus außer bei der KPD und auf der äußersten Rechten.“ (S. 10)

Wie ist es zu erklären, dass die Abgeordneten der Bundestagsparteien heute verwerfen, was ihre Vorgänger vor 60 Jahren beklatscht haben. 1953 waren die Abgeordneten noch Zeitzeugen der NS-Diktatur. Die heutigen Abgeordneten hatten ausnahmslos alle „die Gnade der späten Geburt“. Ihnen dürfte mehrheitlich nicht bekannt sein, dass Adenauers Erklärung mit Repräsentanten des Judentums abgestimmt worden war! (S. 11)

Für Löw ist das Verhalten der Bundestagsabgeordneten im vergangenen Jahr ein Skandal. Durch mehrere Werke über die Judenverfolgung hat er sich als ausgewiesener Fachmann auf dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte hervorgetan. Erwähnt seien nur „Im Heiligen Jahr der Vergebung“, „Die Schuld“, „Das Volk ist ein Trost“ oder „Die Münchner und ihre jüdischen Mitbürger“. Sein Gerechtigkeitsinn drängt ihn, sich gegen Pauschalvorwürfe und Kollektivschuldthesen zu wenden. Zu seinem 2011 erschienenen Sachbuch „Deutsche Schuld 1933 - 1945 – Die ignorierten Antworten der Zeitzeugen“ schrieb der bekannte Politiker Klaus v. Dohnanyi, Sohn des von den Nazis hingerichteten Widerstandskämpfers Hans v. Dohnanyi, ein Vorwort und der bekannte jüdische Professor Grosser ein Nachwort. Beiden hatte Löw sein Manuskript zur Begutachtung zugeschickt. Grosser bezeichnete das Buch als „mutig, weil es

Kritik an der Arbeit hoch anerkannter Autoren übt.“ Er qualifiziert es auch als „nützlich“, weil es Klarheit schafft über die heroische Haltung vieler „arischer“ Deutscher, die weitgehend unbekannt geblieben ist.

Der jüdische Schweizer Historiker Raphael Grass, der 1966 in der sicheren Schweiz geboren wurde und das Leben unter einer Diktatur nur vom Hörensagen kennt, stößt sich an der positiven Stellungnahme Grossers zu Löws Buch. Mit keiner Silbe geht er auf Hunderte von Dokumenten ein, die Löw sorgfältig belegt (immerhin über 1 350). In seinem Beitrag „Der gekränkte Nationalist“ in der FAZ vom 19.11.2010 behauptet er, Konrad Löw versuche „in einer Mischung von juristischer Kampfschrift und einseitig ausgewählten zusammengeworfenen Quellenzitatzen seine deutsche Geschichte zu entlasten.“

Raphael Grass und seine Gesinnungsgenossen sollten einmal die Worte bedenken, die der damalige österreichische Außenminister Alois Mock anlässlich des 50. Jahrestages des „Anschlusses“ im März 1988 gefunden hat: „Nur wer weiß, wie es sich in Diktaturen lebt, hat ein Recht, heute selbstgerecht Schuld zuzuweisen, wo etwas mehr Demut am Platz wäre.“ Und der Begründer der Logotherapie, der jüdische Wiener Arzt, Viktor Frankl, der seine gesamte Familie in Auschwitz verloren hatte und nur wie durch ein Wunder gerettet wurde, sagte bei dieser Gedächtnisfeier, wer an der Kollektivschuld festhalte, treibe die Jugend in die Arme der alten und neuen Nazis (Die Welt, 12.3.1988). Wenn Raphael Grass Professor Löw „das beliebige Zitieren von ‚jüdischen Quellen‘ ankreidet, muss er erklären, wie Löw denn anders hätte belegen können, dass viele Tausend Deutsche Juden unter Lebensgefahr geholfen haben, trotz Androhung schwerster Strafen für ‚Judenfreunde‘ und ‚wachsamer pflichtgetreuer Volksgenossen‘, die nicht zögerten, ‚Volkschädlinge‘ zu denunzieren.“

Dass erst viele Jahre nach Kriegsende des Holocaust gedacht wurde, mag verwunderlich erscheinen. „Es galt die Devise: Das ist Vergangenheit, wir müssen mit den gegenwärtigen Tatsachen fertig werden.“ Aber „Seit Beginn der achtziger Jahre ist kaum ein Tag vergangen, an dem der Holocaust nicht in einer der Tageszeitungen erwähnt wurde. Er ist das beherrschende Thema in Literatur und Dichtung, Theater, Kino und Fernsehen.“ (S. 17) Naturgemäß werden die Zeitzeugen der NS-Zeit immer weniger. Die Spätgeborenen schöpfen ihr Wissen zumeist aus „politisch korrekten“ Quellen, so etwa aus dem Buch des kanadischen Historikers Robert Gellately „Hingeschaut und wegesehen. Hitler und sein Volk.“ Die Bundeszentrale für politische Bildung hat es fast 100%ig steuerfinanziert und vertrieben. Auf der Rückseite des Buchs steht folgende Empfehlung: „Der Autor, Professor für Geschichte des Holocaust ... beweist stichhaltig ... dass die Deutschen nicht nur von den Verbrechen der nationalsozialistischen Machthaber wußten“, sondern zustimmend und aktiv mitgemacht hätten (S. 21 f.). Löw wandte sich an die Mitverantwortlichen des Buches. Alle haben geantwortet, aber keine „Beweise“ für die Behauptungen Gellatelys geliefert. In den Antworten heißt es, Löw würde den Text missverstehen, er gebe nicht die Meinung der Bundeszentrale wider und werde nicht mehr ausgeliefert.

Im Winterhalbjahr 2010/11 kam es zur Ausstellung „Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen“ im Historischen Museum zu Berlin. Dazu erschien ein Katalog mit teils beachtlichen Beiträgen. Aber immer ist von *den* Deutschen die Rede, wo es allenfalls heißen müsste: Die große Mehrheit der Deutschen. Einer der wenigen zitierten Zeitzeugen, der in Warschau wenigstens 12 Menschen vor dem sicheren Tod gerettet hat, war, wie die selbstgerechten Spätgeborenen sagen wür-

den, ein Nazi. Hauptmann Hosenfeld, Reserveoffizier, war kurz nach der Machtergreifung, im April 1933, der SA und 1935 der NSDAP beigetreten. Er war einer der Gerechten, die es auch unter den formell Millionen von Parteigenossen gegeben hatte.

Einer der schärfsten Kritiker der Ausstellung war der jüdische deutsch-französische Professor Grosser, der „voller Empörung über die Grundeinstellung des Ganzen“ in seinem Leserbrief vom 28. Dezember 2010 an die FAZ unter der Überschrift „Die Deutsche Kollektivschuld ist wieder da“, schrieb „Die vielgerühmte Ausstellung strotzt von Einseitigkeiten.“

Ähnlich einseitig war „Das Amt und die Vergangenheit“ über das Auswärtige Amt im Dritten Reich.

„Warum die Deutschen? Warum die Juden?“ lautet der Titel des Buches, das der „Alt-Achtundsechziger“ Götz Aly 2011 veröffentlichte. Seine Kernthese lautet: Der Sozialneid der Deutschen sei es gewesen, der Hitler und sein Morden ermöglicht habe (S. 34). Natürlich gab es auch in Deutschland Antisemitismus, wenngleich in erheblich geringerem Maße als in Russland, der Ukraine, Polen oder Österreich. Wieso gab es sonst zu Beginn der 20er Jahre den Ansturm von Ostjuden nach Deutschland? Aly beklagt, „dass es trotz intensiver Suche nur selten gelingt, private Briefe und Tagebücher arischer Deutscher zu finden, in denen die Verfasser die Judenverfolgung ... kommentieren.“ Stattdessen gibt es nachweislich Dutzende solcher Dokumente. Man denke nur an die Tagebücher des evangelischen Theologen und Publizisten Jochen Klepper (S. 37).

In Wien stellten im Jahr des „Anschlusses“ 1938 die Juden 65% der Ärzteschaft, in Berlin etwa ein Drittel. Da nicht der Arzt seine Patienten aussucht, sondern umgekehrt die Patienten den Arzt ihres Vertrauens, belegen die Zahlen das große Vertrauen eines hohen Prozentsatzes der nichtjüdischen Deutschen zu jüdischen Ärzten. Was Aly über einen „weitgehenden Ausschluß“ (der Juden) schreibt, ist einfach falsch. Um das Jahr 1900 entfielen im Deutschen Reich auf 100 000 Katholiken 3,5 akademische Dozenten aller Stufen, auf 100 000 Evangelische 10,65, auf 100 000 Juden jedoch 69, 89 (S. 38 f.).

Bei meinem ersten Besuch in Yad Vashem 1968 sagte mir der Abteilungsleiter Dr. Ophir (früher Offenburg): „Seit vielen Jahren beschäftige ich mich mit dem Schicksal der Juden in Bayern. Mit Ausnahme von drei oder vier Ortschaften wurden sämtliche Juden aus den katholischen Gemeinden Bayerns vergast.“ Natürlich war ich verblüfft, warum gerade diese grausige Tatsache für die Katholiken sprechen sollte. Mein Gesprächspartner fuhr fort: „Sie müssen das richtig verstehen. Als die Nazis 1933 zur Macht kamen, sagten sich die Juden in Bayern, die in katholischen Gemeinden lebten, die Katholiken werden uns schützen, sie werden uns nicht boykottieren. Und so blieben sie, im Gegensatz zu den Juden in nichtkatholischen Gemeinden. Sie wanderten nicht aus, wurden dann eines Tages schlagartig verhaftet und deportiert. Aus meiner langjährigen Arbeit kann ich sagen, dass es nur zwei wirkliche Gegner der Nazis gab: Die Kommunisten und die katholische Kirche.“

1979 erschien von Frau Deutschkron das Buch „Ich trug den gelben Stern.“ Es steht im krassen Gegensatz zu ihren Ausführungen vor dem Deutschen Bundestag 2013. Warum? Die frühere Präsidentin des Zentralrats der Juden veröffentlichte 2012 ihre Vita unter dem Titel „In Deutschland angekommen.“ Darin schildert sie ihre Erlebnisse in den Jahren 1933 – 45. 1942 drohte der Zehnjährigen die Deportation. Ihr jüdischer Vater wollte das verhindern, brachte Charlotte in ein weit von München entferntes kleines Dorf, wo sie eine neue Identität als uneheliche Tochter eines früheren Dienstmädchens eines Onkels in Arberg annahm. Von jetzt an sollte sie Charlotte Hummel heißen. In der

Schule wurde sie ausgegrenzt, weil niemand neben dem Bankert sitzen wollte. Aber die Ablehnung galt nicht dem jüdischen, sondern dem unehelichen Kind (S. 49 ff.).

„Das Volk ist ein Trost“ könnte der Eindruck vermitteln, die Deutschen hätten in ihrer Mehrheit den Antisemitismus total abgelehnt. Zweifellos hat die Mehrheit der Deutschen viele Erfolge des Dritten Reiches mit Begeisterung erfüllt, so etwa die „Heimkehr“ des Saarlandes ins Reich, oder die seit dem 19. Jahrhundert ersehnte Vereinigung mit Österreich. Ohne Krieg gelang Hitler der Anschluss des Sudetenlandes. Umso bemerkenswerter bleibt, dass selbst begeisterte Nazis die judenfeindlichen Aktionen missbilligten. Wie sahen dies die in Deutschland lebenden Ausländer, Journalisten, Diplomaten, Geschäftsleute? Typisch die Äußerungen eines Reporters der Neuen Züricher Zeitung anlässlich des Pogroms von 1938: „Die Bevölkerung, zur Ehre des deutschen Volkes sei es gesagt, zeigt sich zum allergrößten Teil über diese Exzesse empört, und viele Leute halten mit offener Kritik nicht zurück.“ Gerade der Pogrom vom 9./10. 1938 trug zum Vorwurf der „Kollektivschuld“ der Deutschen bei. Doch der erste Bundespräsident, Theodor Heuß, wies diesen Vorwurf in seiner Ansprache vom 7. Dezember 1949 zurück: „Man hat von einer ‚Kollektivschuld‘ des deutschen Volkes gesprochen. Das Wort Kollektivschuld und was dahinter steht, ist aber eine simple Vereinfachung, es ist eine Umdrehung, nämlich der Art, wie die Nazis es gewohnt waren, die Juden anzusehen: dass die Tatsache, Jude zu sein, bereits das Schuldphänomen in sich eingeschlossen habe.“ (Beilage zu Heft 4/67 Information für die Truppe, S. 44)

Der katholische Moralthologe J. Gründel behauptet im „Handbuch der christlichen Ethik“, angesichts der Judenmorde der NS-Zeit könne es eigentlich Unschuldige nicht mehr geben: „Wer sich selbst freispricht oder – wie der Papst – seine Hände in Unschuld wäscht ... Ist erst recht schuldig ... Das Nein zur Mitschuld macht schuldig.“ Für einen katholischen Professor der Moralthologie schon eine beachtliche These. Der Nichtchrist Viktor Frankl bezeichnet die Kollektivschuld als „ein Verbrechen und ein Wahnsinn“ (Die Welt, 12.3.1988).

Gewiss gab es keinen Aufruf oder ein gemeinsames Hirtenwort der Bischöfe anlässlich der Ereignisse des 9. November. Nur versprachen sie sich offenbar von einem spektakulären Schritt keinen Erfolg. Bereits die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von 1937 hatte die Nazis zur Weißglut gereizt. Der nächste Schlag würde der verhassten katholischen Kirche gelten. Es ist wohl wenig bekannt, dass unter den ersten Opfer der Nazis mehr Christen als Juden waren (Arthur D. Morse, While Six Million Died, London 1968, S. 76). Von Ausnahmen abgesehen, bevorzugten die Bischöfe den Weg stiller, unauffälliger Hilfe für die Verfolgten. Erst recht spät wurde bekannt, dass Bischof Graf von Galen sich öffentlich für die verfolgten Juden einsetzen wollte. Aber „auf ausdrückliche Bitte von Vertretern der münsterischen Judenschaft“ sah er hiervon ab, „um deren Lage nicht zu verschlechtern“ (Die Welt, 2.5.1987).

Dass kein offener Protest der Bischöfe gegen die Judenverfolgung erfolgte, wie ihn sicher viele erhofften, beweist nichts. Im besetzten Holland kam es zu Streiks gegen die Deportation von Juden. Ein gewiss unverdächtig Publikationsorgan, der „Israel Digest“, schrieb hierzu am 12. März 1965: „Der vergebliche Streik am 25. Februar 1941 verbesserte die Lage der Juden in Holland nicht – tatsächlich führte die Protestaktion zu einer Verschärfung der antijüdischen Maßnahmen durch die Deutschen.“

Unbestreitbar ist es, dass Zehntausende Deutsche dem Nationalsozialismus bis aufs Blut widerstanden und auch in der dun-

kelsten Stunde der deutschen Geschichte die Fackel der Menschlichkeit hochhielten. Der jüdische Fernsehmoderator Gerhard Löwenthal schreibt in „Ich bin geliebt“, München 1987: „Die Tatsache, dass, wie man heute weiß, über 5 000 Juden illegal in Berlin lebten ... zeigt, dass Tausende von Berlinern dem Gebot der Menschlichkeit auch unter den schwierigsten Verhältnissen folgten und halfen, wo es ging“ (S. 77).

Der britische Geschäftsträger in Berlin bestätigt den Eindruck Löwenthals in seinem Bericht vom 16. November 1938: „Ich habe nicht einen einzigen Deutschen, gleich welcher Bevölkerungsschicht, angetroffen, der nicht in unterschiedlichem Maße zum mindesten mißbilligte, was geschehen ist. Aber ich fürchte, dass selbst die eindeutige Verurteilung vonseiten erklärter Nationalsozialisten oder höherer Offiziere der Wehrmacht keinerlei Einfluß auf die Horde von Wahnsinnigen haben wird, die gegenwärtig Nazi-Deutschland beherrscht“ (Hans Buchheim, Anatomie des SS-Staates, Olten 1965, S. 355).

Der britische Generalkonsul in Frankfurt, wo sehr viele Juden lebten, schrieb am 14. Dezember 1938: „Ich bin überzeugt, dass, wenn die Regierung Deutschlands von der Wahl des Volkes abhinge, die Machthaber, die für die Schandtaten verantwortlich sind, von einem Sturm der Entrüstung hinweggefegt worden wären, wenn man sie nicht an die Wand gestellt und erschossen hätte“ (Hans Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler, Frankfurt 1960, S. 36).

1933 wurde ein deutscher General nach Gleiwitz/Oberschlesien versetzt. Dort lebten zahlreiche Juden, die zwar noch nicht verfolgt wurden, aber doch verfemt waren. Dieser General war keineswegs Philosemit, aber bemühte sich, aus seinem christlichen Glauben zu leben. So zog er bewusst in ein Haus, das auch von Juden bewohnt war. Natürlich blieb dies nicht unbemerkt, und jedermann erblickte hierin ein Zeichen der Solidarität. Während des Judenpogroms hatte dieser Offizier kein Truppenkommando. Das änderte sich mit Ausbruch des Krieges. Peter Bamm schreibt hierüber: „Im Herbst 1939 lag die 214. Infanteriedivision am Westwall ... Für den 12. Dezember 1939 hatte der örtlich zuständige Kreisleiter der NSDAP ‚spontane Volkskundgebungen‘ gegen die Juden befohlen. Der Kommandeur, Generalleutnant Groppe ... erließ einen Divisionsbefehl, dass Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung, wenn nötig, mit Waffengewalt zu verhindern seien. Über das Korps wurden die Vorgänge der 1. Armee mitgeteilt. Der Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Witzleben, billigte die Maßnahmen der Division und befahl für den ganzen Armeebereich, Ausschreitungen gegen die Juden mit allen Mitteln zu verhindern. Der Oberbefehlshaber war der Generaloberst Erwin von Witzleben. Groppe hat tapfer für Sitte, Recht und Menschenwürde gestritten“ (Erich Schmitz, Erbe und Verpflichtung, Darmstadt 1959, I. S. 12).

Es gab aber auch den Fall eines Offiziers, der Parteimitglied und im NS-Rechtswahrerbund war – also ein Nazi, wie die Selbstgerechten unserer Tage sagen würden, den Rechtsanwalt und Notar Dr. Albert Battel aus Breslau. Er war 1942 Adjutant des Ortskommandanten von Przemysl. Durch Verhandlungen mit der Gestapo suchte er wenigstens die sogenannten Wehrmachtjuden vor der Deportation in das Vernichtungslager Belzec zu bewahren. Jedoch die Gestapo blieb unerbittlich. Da ließ Oberleutnant Dr. Battel kurzerhand den einzigen Zugang zum Ghetto, die über den Fluss San führende Brücke, für Gestapo, Schutzpolizei und Waffen-SS durch eine Wehrmachteinheit sperren, die befehlsgemäß jeden SS- oder Polizeiangehörigen, der versuchte, die Brücke zu überqueren mit Schießbefehl in Schach halten sollten. Mit einem weiteren Infanteriezug holte Dr. Battel sodann, wieder mit Waffengewalt, 80 – 100 Wehrmachtjuden mit

ihren Frauen und Kindern aus dem Ghetto und brachte sie in der Ortskommandantur in Sicherheit. Bei der bald darauf erfolgten Räumung durch die Gestapo kamen mindestens 3 850 Juden um. Die Tat des Dr. Battel erfüllte SS, Gestapo und Polizei mit Empörung. Der Bericht erreichte sogar Himmler. Dieser schrieb als „Geheime Reichssache“ an den Reichsleiter Martin Bormann:

„Lieber Parteigenosse Bormann! Mit der Bitte um Kenntnisnahme übersende ich Ihnen in Photokopie einen Vorgang über den Rechtsanwalt Dr. Albert Battel. Ich beabsichtige, Battel sofort nach dem Krieg verhaften zu lassen. Außerdem darf ich vorschlagen, dass zu gegebener Zeit gegen Battel auch ein Parteigerichtsverfahren mit dem Ziel des Ausschlusses aus der Partei eingeleitet wird. Heil Hitler gez. Himmler“.

Nach dem Krieg befand ein Spruchkammerverfahren, dass „wegen der Zugehörigkeit Dr. Battels zur NSDAP eine Wiederzulassung als Rechtsanwalt und Notar nicht in Betracht käme. Dr. Battel selbst hatte mit keinem Wort die Ereignisse von Przemysl erwähnt ... Er hätte nur zu reden brauchen. Aber menschliche Anständigkeit – und in seinem Fall war es weit mehr als das – war für ihn wohl eine Selbstverständlichkeit, über die man nicht spricht.“ Lange nach seinem Tod wurde Dr. Battel mit einer Gedenktafel auf der Straße der Gerechten in Yad Vashem geehrt. Der Leiter der Gedenkstätte, Benjamin Armon, der übrigens auch aus Breslau stammte, erklärte hierbei: „Dr. Battel war ein Mensch, der sich, als er vor der Wahl stand, unter eigener Lebensgefahr für die Menschlichkeit entschieden hat“ (Helga Grabitz, Entscheidung für die Menschlichkeit, Zeitschrift für Rechtspolitik, 7/1984, S. 189 f.).

Das Gedenken an die Gräueltaten der „Reichskristallnacht“ und an die später einsetzende Vernichtung der Juden möge uns daran erinnern, dass die Entchristlichung der Menschen, die Abkehr von Gott, zu den furchtbaren Verbrechen der Vergangenheit geführt hat. Die irrationale Verehrung von Fälschern. „Hingeschaut und weggesehen.“ Besonders das Buch von Daniel Goldhagen „Hitlers willige Vollstrecker“ wurde in mehreren Großstädten in repräsentativen Gebäuden der Öffentlichkeit präsentiert. Es fand eine geradezu sensationelle Aufnahme. Die Süddeutsche Zeitung nannte den Autor den „König der Herzen“. Er erhielt den Demokratiepreis, Jürgen Habermas und Jan Philipp Reemtsma – Initiator der Wehrmachtausstellung – hielten Laudationes.

Christian Meier, selbst Zeitzeuge, erklärte in einem Interview: „Man jubelte ihn (Goldhagen) zu, obwohl seine Behauptungen teilweise haarsträubend und falsch waren.“ Löw erhielt 3 Minuten Redezeit, die schließlich „großzügig“ auf volle 6 Minuten ausgedehnt wurden. Helmut Schmidt äußerte in einem Brief an den profunden Kenner der modernen Zweitgeschichte, Alfred de Zayas: „Wie Sie bedauere ich, dass offensichtlich ernst zu nehmende Historiker keine Chance haben, ihre Thesen in die Öffentlichkeit zu tragen, aber Medienprofis wie Goldhagen, dieses unabhängig von der Qualität der Aussagen gelingt“ (S. 87 f.).

Professor Löw wurde als Vorsitzender der Fachgruppe Politik der Gesellschaft für Deutschlandforschung eingeladen, 2003 im Roten Rathaus Berlin über „Deutsche Identität in Verfassung und Geschichte“ zu sprechen. Nachdem er zahlreiche jüdische Zeitzeugen der NS-Ära zitiert hatte, schlussfolgerte er: „Wir dürfen nicht zögern, die Verbrechen des NS-Regimes als wichtigen Teil der deutschen Geschichte, der deutschen Identität zu bekennen. Aber wir sollten jenen entgegenreten, die allgemein von deutscher Schuld sprechen, wenn damit gemeint ist, dass die große Mehrheit der damals lebenden Deutschen mitschuldig gewesen sei an einem der größten Verbrechen in der Mensch-

heitsgeschichte. Ein solcher Vorwurf ist ungeheuerlich, wenn er nicht bewiesen wird. Dieser Nachweis wurde bis heute nicht erbracht“ („Deutsche Identität in Verfassung und Geschichte“, Deutschland Archiv 2/2004, S. 239 ff.).

Löw überließ sein Manuskript der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) zum Abdruck. Kaum war der Text erschienen, richtete die bpb ein außergewöhnliches Schreiben, in dem sie sich „aufs Schärfste von dem im soeben erschienenen Heft ... veröffentlichten Text distanziert. ... Der Rest der Auflage ... wird makuliert.“ Keine auflagenstarke Zeitung brachte auch nur ein Wort des Protestes, erst recht auch nur einen einzigen Satz, damit sich ihre Leser ein Urteil bilden könnten. Die Welt und die Süddeutsche Zeitung verstiegen sich zu wüsten Beschimpfungen. Letztere brachten dann zwei Leserbriefe von Löw. Äußerst blamabel die Haltung der Konrad Adenauer Stiftung. Erst Zustimmung, dann wegen mangelnder politischer Korrektheit auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben, bis ein adäquater Diskussionspartner gefunden sei. Löw wies darauf hin, dass mehrere seiner Veröffentlichungen totgeschwiegen würden, weil sie nicht der politischen Correctness entsprächen. So hat auch der Bayerische Rundfunk keines seiner einschlägigen Bücher besprochen oder auch nur darauf hingewiesen, obwohl ihn das Bayerische Rundfunkgesetz verpflichtet, „in allen Angelegenheiten von öffentlichem Interesse ... die verschiedenen Auffassungen im Gesamtprogramm ausgewogen und angemessen zu berücksichtigen“ (S. 125). Und im Grundgesetz, Art 5, Absatz 1 heißt es: „Eine Zensur findet nicht statt.“ Verfassung und Verfassungswirklichkeit!

Besonders aufschlussreich ist das Urteil des Ordinarius für Geschichte in Königsberg, des Protestanten jüdischer Herkunft, Hans Rothfels, der aus rassistischen Gründen 1934 seinen Lehrstuhl verlor und 1939 Deutschland verlassen musste. Nach dem Krieg kehrte er zurück. Er erklärte, „dass Antisemitismus zum Urbestand der nationalsozialistischen Bewegung gehörte ... braucht nicht betont zu werden. Aber dass diese Gesinnungen und Handlungsweisen sich mehr oder weniger allgemeiner Zustimmung erfreuten oder bereitwillig hingenommen wurden, trifft keineswegs zu“ (Hans Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler, Zürich 1994, S. 69).

Die jüdische Autorin Hannah Arendt, die bei uns vor allem durch ihr Buch „Eichmann in Jerusalem“ bekannt wurde, urteilte schon in den 1960er Jahren: „Ich habe es immer für den Inbegriff moralischer Verwirrung gehalten, dass sich im Deutschland der Nachkriegszeit diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie sehr sie sich schuldig fühlten, wohingegen nur wenige der Verbrecher bereit waren, auch nur die geringste Spur von Reue an den Tag zu legen. Dergleichen wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gibt es nicht; der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird.“

In seiner viel gerühmten Ansprache vom 8. Mai 1985 äußerte Bundespräsident v. Weizsäcker: „Am Anfang der Gewalt Herrschaft hatte der abgrundtiefe Hass Hitlers gegen unsere jüdischen Mitmenschen gestanden. Hitler hat ihn nie vor der Öffentlichkeit verschwiegen, sondern das ganze Volk zum Werkzeug dieses Hasses gemacht.“ Was ist mit den Hunderttausenden Deutschen, die sich unter Einsatz ihres Lebens für Juden eingesetzt haben? Denken wir an das, was Pinchas E. Lapide und Gerhard Löwenthal hierzu gesagt haben.

*P. Lothar Groppe SJ
Steiuferallee 2-4
23669 Timmendorfer Strand*

Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

RESPONDEO

H. van Straelen SVD

Selbstfindung oder Hingabe

Zen und das Licht der christlichen Mystik

Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

W. Hoeres

Evolution und Geist

Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte

Auflage 12,- €

J. Stöhr u. B. de Margerie SJ

Das Licht der Augen des Gotteslammes

Nr. 5, 72 S., € 6,-

L. Scheffczyk

Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

A. Günthör OSB

Meditationen über das Apostolische

Glaubensbekenntnis, Vaterunser

und Begrüßet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

J. Dörmann

Die eine Wahrheit und die vielen

Religionen · Nr. 8, 184 S., € 9,-

J. Auer

Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

K. Wittkemper MSC

Herz-Jesu-Verehrung

Hier und Heute · Nr. 10, 136 S., € 9,-

Regina Hinrichs

Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,-

Walter Hoeres

Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Walter Hoeres

Kirchensplitter · Nr. 13, 86 S., € 6,-

Walter Hoeres

Zwischen Diagnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Heinz-Lothar Barth

„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezo-

gen werden“ · Nr. 15, 199 S., € 10,-

David Berger

Was ist ein Sakrament?

Thomas von Aquin und die Sakramente

im allgemeinen · Nr. 16, 116 S., € 8,-

Manfred Hauke

Das Weihesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?

Nr. 17, 128 S., € 9,-

DISTINGUO

Walter Hoeres

Gottesdienst als Gemeinschaftskult

Nr. 1, 44 S., € 6,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Ulrich Paul Lange

Maria, die in der Kirche nach Chris-

tus den höchsten Platz einnimmt und

doch uns besonders nahe ist (Ansprä-

chen) · Nr. 3, 93 S., € 6,-

Richard Giesen

Können Frauen zum Diakonats zuge-

lassen werden? · Nr. 4, 122 S., € 8,-

Joseph Overath

Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 76 S., € 6,-

Georg May

Kapitelsvikar Ferdinand Piontek

Nr. 6, 70 S., € 6,-

Joseph Overath

Erst Deformation, dann Reformation?

Nr. 7, 208 S., € 10,-

Georg May

Drei Priestererzieher aus Schlesien

Paul Ramatschi, Erich Puzik, Erich

Kleineidam · Nr. 8, 196 S., € 8,-

Wolfgang F. Rothe

Pastoral ohne Pastor?

Ein kirchenrechtliches Plädoyer wider

die Destruktion von Pfarrseelsorge,

Pfarrer und Pfarrei · Nr. 9, 158 S., € 9,-

Franz Prossinger

... damit sie geheiligt seien in Wahrheit

Wie wir erlöst werden – Eine biblische

Betrachtung · Nr. 10, 149 S., € 9,-

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

G. May

Die andere Hierarchie

Bd. II, 3 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, 144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr.

G. Fittkau 344 S., € 14,-

Walter Hoeres

Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

G. Klein/M. Sinderhauf (Bearb.)

Erzbischof Johannes Dyba

„Unverschämt katholisch“

Band VI, 592 S., 3. Auflage

16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 22,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit

Band VII, 368 S., € 15,-

David Berger (Hrsg.)

Karl Rahner: Kritische Annäherungen

Band VIII, 512 S., € 19,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Der Einziggeborene

Band IX, 232 S., € 12,-

Leo Elders

Gespräche mit Thomas von Aquin

Band X, 304 S., € 14,-

Walter Hoeres

Heimatlose Vernunft

Band XI, 320 S., € 14,-

Franz Prossinger

Das Blut des Bundes – vergossen für viele?

Band XII, 133 S., € 10,-

Klaus M. Becker

Erfülltes Menschsein: der wahre Kult

Band XIII, 103 S., € 9,-

W. Schamoni

Theologischer Rückblick · 1980, 184 S., € 9,-

W. Schamoni

Die seligen deutschen Ordensstifterinnen

des 19. Jahrhunderts · 1984, 88 S., € 6,-

R. Baumann

Gottes wunderbarer Ratschluss

1983, 192 S., € 9,-

E. von Kühnelt-Leddihn

Kirche kontra Zeitgeist · 1997, 144 S., € 11,-

Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk

Musica spiritus sancti numine sacra

hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte

2001, 156 S., geb. € 5,-

Alfred Müller-Armack

Das Jahrhundert ohne Gott

2004, 191 S., € 12,-

Herausgeber: Fördergemeinschaft „Theologisches“ e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41-5 38 91 · E-mail: verlagschmitt@aol.com